

VI. Erinnerung und Gegenwart: Erinnerungen Ulrichs im Zweiten Buch des *Mannes ohne Eigenschaften*

1. Vergessen

Als Ulrich gegen Abend des folgenden Tages den Bahnhof »in...*« verläßt, übt der Anblick der »großen Provinzstadt, in der er kleine, aber wenig angenehme Teile seines Lebens zugebracht hatte«, unverzüglich »eine beinahe schmerzliche Wirkung auf sein Gedächtnis aus« (MoE 671).

Schon auf der Fahrt hatte er an seine »in der Provinz verheiratete Schwester« gedacht, zu der die seltenen Nachrichten des Vaters (anlässlich ihrer Verheiratung und Verwitwung) kaum einen Kontakt aufrechtzuerhalten vermocht hatten: Er »wußte nicht viel von ihr« (MoE 672), so wenig, daß die den Dritten Teil des Romans einleitende Kapitelüberschrift sie als »*vergessene Schwester*« (MoE 671) titulierte. Inzwischen aber führt die beiden ein Ruf aus der Vergangenheit direkt zusammen: Die Nachricht vom Tod des Vaters befiehlt den Sohn zur Leiche, und führt damit eine Wiederbegegnung mit der Vergangenheit herbei, die Verpflichtungscharakter hat. Noch an der Schwelle seines abgeschlossenen Lebens kalkulierte der Vater die Verständigungsmodalitäten über seinen Tod, denn er unterzeichnete die Todesnachricht an den Sohn mit eigener Hand. Dieser »Vorgang, worin die Gegenwart eine Zukunft zu beherrschen versuchte« im Augenblick, der der Vergangenheit gehört, führt den Zukunftswahn des Vaters als einen Herrschaftsanspruch exemplarisch vor. In Befolgung der Ermahnung, seine Pflicht zu tun, reist Ulrich an die Seite dieses toten Vaters; aber der väterliche Zwang zu praktischer Voraussicht überlistet sich: Von seiner letzten Tat »flatterte« für Ulrich nichts weiter als ein »unheimlicher Leichenhauch zornig verwesten Willens zurück« (MoE 672). Im Extrem des Selbstwiderspruchs überführt sich der durch Prospektivität gekennzeichnete Handlungsdrang des Vaters einer absurden und potentiell zynischen Irreflexivität.

Nachdem die Geschwister einander in der »Kindheit [...] sehr geliebt hatten«, dann aber »in getrennten Instituten erzogen worden waren« und sich später »nicht mehr recht wiedergesehen« hatten – weder das »einzige[] längere[] Beisammensein [...], als Agathe eine Zehnjährige war«, noch »einige Tage« im Verlauf der »zweiten Hochzeit« hinterließen in Ulrich einen dauerhaften Eindruck (MoE 673) –, »konnte« es »sein, daß er seither seine Schwester nicht ganz unabsichtlich aus dem Gedächtnis verloren hatte« (MoE 673 f.). Die gemeinsame Vergangenheit und Verwandtschaft mit Agathe unterliegt dem gelungenen Versuch »motivierten Vergessens«, wie es schon am Ende des Ersten Buches Ulrichs Intention entsprach. Die gesamte Existenz der Schwester provisorisch auslöschend, kann der sorgsam ausgebreitete Schleier scheinbarer Unbekannt-

heit allerdings kaum ausschließlich von der Geringschätzung oder Eifersucht Ulrichs gegenüber Agathes letztem Mann, Hagauer, veranlaßt sein. Wovon sonst?

Es liegt »ein wenig Zurechtweisung in der unbekümmerten Wahl« des »Kleidungsstückes«, in dem Ulrich seiner Schwester nach den Jahren der Abwesenheit – und im Hause seines toten Vaters – gegenübertritt: Der »weichwollige[] Pyjama« (MoE 675), fast ein »Pierrotkleid« (MoE 676), unterstellt Vertraulichkeit (vgl. MoE 675). Mit dem Gezier des (durch das Versäumnis eines persönlichen Empfangs) unrechtmäßig Vernachlässigten tritt hier Ulrich auf die Schwester zu, um in exaltierter Weise Agathe anzukündigen, wer ihr Bruder ist. – Ohne mit dem Abstand der zwischen ihnen liegenden Jahre nur zu rechnen, ergreift Ulrich von der Schwester unmittelbar Besitz. Ist die Beziehung inhaltsleer geworden, so gesteht die Intimität seiner Aufmachung eine innere Nähe ein, die das Vergessen überdauert hat.

Doch da erscheint die Schwester merkwürdigerweise im selben Aufzug, fast ebenso »schwarz-grau gewürfelt« wie ihr Bruder (MoE 675, vgl. MoE 676), und stellt sich durch den Reiz dieser Verwechselbarkeit – »Ich habe nicht gewußt, daß wir Zwillinge sind!« sagte Agathe« (MoE 676) – Ulrichs Projektionen unmittelbar zur Verfügung. Durch Angleichung an ihren Bruder markiert sie ungewollt die »Frau ohne Eigenschaften«, an welcher Ulrich denn sogleich auch »nicht erkennen« kann, was ihr Gesicht »ausdrücke«. Er sieht sich (so die Ergänzung des Erzählers) einem »inhaltsvolle[n] Gesicht« gegenüber, in dem »nirgends [...] etwas unterstrichen und in der geläufigen Weise zu Charakterzügen zusammengefaßt« war, in dem also kurz gesagt etwas »fehlte [...], was die gewöhnlichen Schlüsse auf die Person erlaubt« (MoE 677).

Agathes Auftritt präsentiert Ulrichs Eigenschaftslosigkeit als Phänomen der Übereinstimmung zweier Menschen. Die gemeinsame Geschichte versteckt sich unter der spontanen Maskerade in der Form unterstellter Vertraulichkeit. Als Symbol dieser Vergangenheit wird Agathe von Ulrich dabei ebenso in Anspruch genommen wie ignoriert. Sein Verhalten birgt die Aufforderung, an die gemeinsame Vergangenheit anzuknüpfen, ohne sie neu zu hinterfragen. Insofern wird Vergangenes für gegenwärtig erklärt, und damit die Möglichkeit mühsamen Erinnerens umgangen. Ulrichs Betragen verfügt oder verhängt familiäres Vergessen für die Zeit des Zusammenseins mit seiner Schwester, weil er gegenüber der vermeintlichen Gegenwart längst abgelegter Verhaltensweisen keinen Widerspruch duldet. Dieses Vergessen wird vom Erzähler auch da noch maßvoll unterstützt und gleichsam respektiert, wo sich das Vergessene selbst in die Erzählung drängt: kein Wort der Erklärung etwa über die Herkunft oder Vorgeschichte des hier erzählten Beispiels kindlich trotzigem Konventionsverstoßes!

Erzählerisches Vergessen, so könnte man sagen, bekräftigt die Suche des Autors nach einer Eigenschaftslosigkeit des Stils: Der Roman versagt nicht nur seiner Hauptfigur die Aufklärung über dessen Schicksal, und gibt einem Versinken der Vergangenheit vielmehr gleichsam zärtlich nach. Auch solche Erinnerungen, die zugeschüttete Verbindungen neu anzuknüpfen suchen, die aber am unzureichenden Gedächtnis scheitern, läßt der Erzähler unexpliziert im Raume stehen. So bleibt die selbstbewußt angeschlossene und offenbar gewachsene Vertrautheit der Geschwister in einer Art epischem Zwilicht: Sie wird im Medium der Erinnerung nachkonturiert, nicht aber erzählerisch ausgefüllt oder bestätigt.

Während Agathes Bericht über die letzten gemeinsamen Tage mit dem Vater stellt sich der Gedanke Ulrichs ein: »[...] Sie konnte schon als Kind in einer stillen Weise ungemein eigensinnig sein. Trotzdem sieht sie nachgiebig aus?« Und plötzlich erinnerte er sich an eine Lawine. Er hatte einmal in einem Wald, der von einer Lawine zerrissen wurde, beinahe das Leben verloren. Sie bestand aus einer weichen Wolke von Schneestaub, die, von einer unaufhaltsamen Gewalt erfaßt, hart wie ein stürzender Berg wurde« (MoE 678). Diese Erinnerung enthält gerade keinerlei Hinweis auf die Bedeutung Agathes, die doch zur Assoziation der Episode (zum Beleg ihrer Eigensinnigkeit) führt. Würde sich ein Aufschluß über diesen Fall andeutungsreichen Vergessens andernorts im Romangeschehen finden, er wäre offenbar um eines Anscheines der Verschüttung willen dort versteckt. Indes sucht man vergebens; die Darstellung des Vergessens als ein konstitutiver Bestandteil der (hier vom Erzähler präsentierten) Innenperspektive Ulrichs zollt der primären Erzählkompetenz des Helden, welcher sich der Erzähler fügt und bis zu einem gewissen Grad verpflichtet, in der Absicht Tribut, den Defekt des Erzählens am Erzählsubjekt selbst zu zeigen. Wo die Auktorialität des namenlosen Berichterstatters hinter dem Erzähl- und Rechenschaftsimpuls des Erzählgegenstandes und Helden zurücksteht, bindet sich der Roman zugleich an die Gedächtniskapazität, an das wirkliche Erinnerungsvermögen und die Wiedergabefähigkeit der von ihm selbst erzählten Subjekte – und riskiert, an deren Sprech- oder Denkschwellen gebannt sich seiner Erzählmöglichkeiten zu begeben.

So werden Situationen der Vergangenheitswiederkehr wie des expliziten Erinnerns als Momente des Vergessens deutlich. Über ihren Zusammenhang mit der Vergangenheit geben einander weder die Romansubjekte selbst noch der Erzähler Aufschluß.

Der einmal veranlaßte Vergangenheitsbezug im Trauerhaus läßt aber dabei Vergessenheit in einem Kontext der Erzählung thematisch werden, in dem sich die Zurückeroberung des Vergessenen ankündigt. Mit Auftritt der vergessenen Schwester arbeitet sich die Erzählvorvergangenheit in deren (formal) prääteritale Gegenwart vor.

2. Der Vater: Morgen in einem Trauerhaus

Abseits der entstehenden Geschäftigkeit im Vaterhaus – »die Trauer darin war noch nicht recht in Betrieb« (MoE 686) – wird mit erzählerisch exemplarischer Sorgfalt eine Erinnerung vorgeführt, die über den familiären Kontext des Helden informiert.

An den Wänden des väterlichen Arbeitszimmers, in das sich Ulrich mit einer hierher mitgebrachten wissenschaftlichen Arbeit zurückgezogen hat, »hingen Bildnisse seiner Voreltern, und ein Teil der Möbel stammte noch aus ihrer Zeit; der hier gewohnt hatte, hatte aus den Schalen ihres Lebens das Ei des seinen geformt«. Die (Ulrich nurmehr durch ihre symbolischen Überreste zugängliche) Familientradition erinnert ihn daran, daß es nun unmittelbar an ihm ist, diese Kontinuität fortzuführen: »[...] man fühlte, wie die größere Lebensdauer der Dinge kaum sichtbar hinter ihrer starren Trauermiene neu zu quellen begann« (MoE 687). Denn diese Dinge fordern nunmehr eine Bewegung Ulrichs ein.

Unter dem »Stillstand seines Denkens«, das von den (seine Arbeit betreffenden und gerade beschäftigenden) »Zuständen« des Kohlenstoffes zu denen des Menschen hinüberschweift, regt sich eine spezifische Empfindung. Der Mensch kommt in zwei Zuständen vor: »Als Mann und als Frau«. Aber: »[...] man kann hart sein, selbstsüchtig, bestrebt, gleichsam hinaus geprägt, und kann sich plötzlich als der gleiche Ulrich So- undso auch umgekehrt fühlen, eingesenkt, als ein selbstlos glückliches Wesen in einem unbeschreiblich empfindlichen und irgendwie auch selbstlosen Zustand aller umgebenden Dinge« (MoE 687). Es gibt demnach Stimmungen, in denen die genetische Geschlechtseindeutigkeit übergeht und mit der Gegenstandssphäre verschmilzt, die sie umgibt. Im Denken solcher Welteinheit steigt eine Ahnung auf von eigener Partialisierung, daß »die handgreifliche Notdurft des Lebens unter gewöhnlichen Umständen von dem ganzen Zusammenhang der Wesen nur die eine Hälfte erkennen« läßt (MoE 688). »So«, und außerdem an eine dem »Unterschied der Geschlechter« vielleicht vorausgehende Ureinheit »dachte er, aber in der Folge geschah es, daß er sich an eine Einzelheit aus seiner Kindheit erinnerte« (MoE 689).

Ulrich wird nun vom Nachdenken »abgelenkt, weil es ihm, was lange nicht vorgefallen war, Vergnügen bereitete, sich zu erinnern« (MoE 689). Durch die – seit den Geschichten der Majorsgattin und Tante Janes erstmalige – erzählerische Zäsur gewinnt die Figur hier ausnahmsweise eine zeitliche Tiefenschärfe, und zwar ohne jene Tendenz zur Widerspruchsverkürzung, die Ulrich selbst, wie zu sehen war, vermißt.

»Es muß vorausgeschickt werden, daß sein Vater früher geritten war und auch Reitpferde besessen hatte, wovon der leere Stall an der Gartenmauer, den Ulrich bei seiner Ankunft zuerst gesehen hatte, heute noch Zeugnis ablegte« (MoE 689).²⁶² Die räumliche Präsenz der leblosen und unbeobachteten Requisiten seiner Kindheit erleichtert und bedingt den Erinnerungsprozeß durch ihre krude Gegenwart und erlaubt nicht zuletzt eine harmonisierende Rückschau auf den verstorbenen Vater. »Wahrscheinlich« war das Reiten und die Pferdehaltung »die einzige adelige Neigung« gewesen, »die sich sein Vater in Bewunderung seiner feudalen Freunde selbst angemäht hatte«, da aber der junge Ulrich ein eigenes Verhältnis zu diesem luxuriösen Hobby unterhielt, spricht aus der kritischen Beurteilung kein anderes als des Vaters eigenes Wort. Denn »Ulrich war damals ein kleiner Knabe gewesen, und das gleichsam Unendliche, jedenfalls Unausmeßbare, das ein hoher, muskulöser Pferdeleib für ein bewunderndes Kind besitzt, stellte sich nun in der Empfindung wieder her wie ein märchenhaft-schauriges Gebirge, von der Haarheide überzogen, durch die das Zucken der Haut wie die Wellen des Windes lief«. Über die individuelle Bedeutung der gebirgsübermächtigen Pferdekörper täuscht die präsentisch generalisierende Form des Satzes nur unzureichend hinweg, der pathogen süchtig wirkende Eindruck macht die Gewalt dieser Erinnerung aus, »deren Glanz von der Ohnmacht des Kindes kommt, sich seine Wünsche zu erfüllen« (MoE 689). Die unerreichbar schwierige Befriedigung seines Verlan-

²⁶² Hartmut Böhme, *Anomie und Entfremdung* a.a.O., S. 185, problematisiert die Interpretierbarkeit der folgenden Erinnerung im Bewußtsein, daß Musil autobiographisches Material verarbeitete (vgl. Robert Musil, *Tagebücher*, Bd. 1, a.a.O., S. 264 f., 476, 479 f.; Angaben Böhmes). Es ist jedoch nicht zu sehen, wie dies die Interpretation verunsichern kann, solange es ihr nicht um ein (etwa gleichzeitiges?) Verständnis der Person des Autors oder dessen Erinnerungen zu tun ist.

gens wird in Unterlegenheit übersetzt, steigert aber so die Anziehung des vergrößerten Objekts, wobei die Funktionalität der Reittiere völlig hinter der aus körperlicher Grandiosität und Gefährlichkeit gemischten Fasziniertheit des Knaben von der ungeschlecht physischen Übermacht verschwindet.

Mit der »geradezu überirdisch« anmutenden »Größe dieses Glanzes« ist es nicht getan: Als sich der kleine Ulrich ihm nähert und ihn »berührte«, begegnet ihm ein zweiter, »nicht weniger wunderbare[r] Glanz«. »Denn«: »als er den ersten suchte«, waren bereits »in der Stadt die Ankündigungen eines Zirkus angeschlagen gewesen, worauf nicht nur Pferde, sondern auch Löwen, Tiger ebenso wie große, prächtige, in Freundschaft mit ihnen lebende Hunde vorkamen«. Vom Kontaktversuch »mit den Fingerspitzen« (MoE 689) desillusioniert, lernt der Knabe sein Verlangen nach dem unausmeßbar, aber körperlich Unendlichen auf gefährlichere und daher unereicherbare Geschöpfe zu verschieben, denen gleichzeitig die attraktive, freilich nicht eben verlässliche Eigenschaft zukommt, »in Freundschaft« mit den Menschen zu leben. Infolgedessen traut sich Ulrich deren Zuneigung nicht recht zu. Bald schon wird die sichere Distanz dadurch zugleich durchbrochen und bewahrt, daß es gelingt, »sich eines dieser bunten Papiere«, auf denen die Objekte seiner Begierde abgebildet waren, »zu verschaffen und die Tiere auszuschneiden, denen er nun mit kleinen Holzständern Steife und Halt gab« (MoE 689).

»Was sich sodann ergab, läßt sich aber nur mit einem Trinken vergleichen, das den Durst nicht zu Ende löscht, auch wenn man es noch so lange fortsetzt; denn es hatte weder einen Halt, noch ergab es in wochenlanger Ausbreitung einen Fortschritt, und war ein dauerndes Hinübergezogenwerden in diese bewunderten Geschöpfe, die zu besitzen er mit dem unsäglichen Glück des einsamen Kindes jetzt ebenso stark vermeinte, wenn er sie ansah, wie er fühlte, daß daran etwas Letztes fehle, das durch nichts zu erfüllen war, wovon dann gerade das Verlangen das maßlos durch den Körper Strahlende erhielt« (MoE 689).

Was zunächst gelang: ein Surrogat der väterlichen Pferde zu finden, das mit deren Unermäßlichkeit die gefahrlose Berührbarkeit und Bewunderbarkeit teilt, kann das Verlangen nach einer Dominanz des Objekts durch die Intensität des Erlebens nur auf Zeit ersetzen. In den Anblick der auf Souvenirgröße reduzierten, kleinteilig verdinglichten Überwältiger versenkt sich das Kind mit einer Selbstaufgabe und Vergessenheit im Glück, als habe es die Intensität der Ausstrahlung seiner Objekte in einem einzigen Augenblicke auszusaugen. Die einsamkeitslösende, sogartige Fusion söhnt mit der Angriffspotenz der allesamt Gefahr verheißenden Tiere nur vorübergehend aus, indem sich die Gefahr selbst wieder verflüchtigt und damit eine harmlose Illusion zu erkennen gibt. Der Distanzbruch seines früheren Verhaltens wird aber auf demselben Ersatzniveau immer wieder neu erwirkt, so daß der bloß zu erneuernde, nicht überbietbare Anlauf die Situation sistiert, ohne in »wochenlanger Ausbreitung einen Fortschritt« zu ergeben (ebd.). Da also an der Sache »etwas Letztes« (ebd.) fehlt, hilft auch die Konzentration auf den Bewunderungsvorgang als solchen nichts. Die Aufgeregtheit des Verhältnisses zu den fetischisierten Tierschablonen geht an den ursprünglich adorierten Objekten vorbei und erlaubt, da sich das bedürftige Subjekt am falschen Gegenstand nicht zu bestätigen vermag, lediglich das Gefühl des Selbstverlusts. – Allein Ulrichs Versuche sind noch nicht am Ende.

»Mit dieser sonderbar grenzenlosen Erinnerung stieg [...] nun in ganz natürlicher Weise auch ein anderes, wieder nur um wenig späteres, Erlebnis jener jungen Zeit aus der Vergessenheit auf und nahm trotz seiner kindlichen Hinfälligkeit von dem großen, mit offenen Augen träumenden Körper Besitz: Es war das des kleinen Mädchens, das nur zwei Eigenschaften hatte: die, ihm gehören zu müssen, und die der Kämpfe, die er deshalb mit anderen Buben bestand« (MoE 689 f.)

Der Primat der Leiblichkeit, den zu verfehlen der kleine Ikonenkult des Kindes scheiterte, überträgt sich auf die Selbstwahrnehmung des Erinnerungssubjekts: Sein »mit offenen Augen träumende[r] Körper« (MoE 689 f.) erlebt das kleine Mädchen, welches er im Knabenalter umkämpfte, als körperliche Objektivation seiner selbst. Das, wie auch der Umstand, daß das Mädchen ihm hatte gehören *müssen*, anstatt ihm faktisch zu gehören, ist ganz wörtlich zu verstehen – : »[...] denn das kleine Mädchen gab es nicht!« (MoE 690)

Den Verschiebungsvorgang kindlichen Begehrens von den Pferden über große, bald verdinglichte Tiere hin zum in der Erinnerung bruchlos assoziierten kleinen Mädchen führt der Roman als eine Entwicklung nicht nur der beständigen Enttäuschung, sondern gleichermaßen der Dissoziation eines ursprünglich einheitlichen Wunsches vor. Übrig bleibt von den in der Bewunderung des Kindes distanzierten Tieren die *Fiktion* eines Objekts. Der körperliche Wunsch nach Nähe, bisher von der Übermacht der Tiere zurückgedrängt, setzt sich nun mittels des fingierten Verteidigungsgebotes eines scheinbaren Ritterfräuleins durch und wird an den dazu auserwählten Feinden der Verbindung kampflustig ausgelassen. Mehr noch als die Affaire mit der Frau Major variiert die hier geschilderte Episode das freilich agonal gewendete Modell höfischer Minne (bzw. dessen Verständnis im 19. und frühen 20. Jahrhundert): Über dem Dienst an seiner distanziert umworbenen Geliebten gerät die Intention, derselben zu begegnen, vollkommen in den Hintergrund. »Sonderbare Zeit, wo er wie ein fahrender Ritter unbekanntem Gegnern, und am liebsten, wenn sie größer waren als er und ihm in einer einsamen und eines Geheimnisses fähigen Straße begegneten, an die Brust sprang und mit dem Überraschten rang!« (MoE 690) Der kleine Ulrich hält sich an die kampffähigen Burschen, die ihm sein Liebesobjekt streitig machen (ohne doch von ihm zu wissen). Im von den Liebesansprüchen der Verehrten konkret abgetrennten Bezirk der verborgen ausgetragenen Raufereien feiert so die Verbindung von Brutalität, Überwältigung und Zärtlichkeit fröhliche Urständ. Wenn auch Ulrich jegliche Rechenschaft über seine Angriffe im Dunkeln kaum zu fürchten braucht – für welchen Freibrief er »nicht wenig Prügel« (MoE 690) von den Kontrahenten einsteckt –, seine plötzlichen Attacken folgen insgeheim dem Vorbild der (sogar moralischen) Verteidigung. Die Auseinandersetzungen rechnen mit den imaginär verwerflichen Feinden seiner Liebe ab und dienen neben dem Besitz des kleinen Mädchens (vgl. ebd.) einer wieder aggressiven Wendung des väterlichen Verteidigungsgebots. Ulrichs Verhalten agiert jenes Verteidigungsgebaren im Verborgenen aus, das ihm von Seiten seines Vaters für das nämliche Vergehen – als Rechenschaftsnötigung – droht.

Allein die Identifikation, die hier dem Einsatz für das kleine Mädchen zugrundeliegt, geht über das psychologisch »gewöhnliche« Maß hinaus. Ein bloßer Vorwand für die »ausgiebige aktive Muskelbetätigung«, mit der (im Mechanismus kindlichen »Rau-

fens oder Ringens») nach Freuds Ansicht eine »Lust«²⁶³ und »sexuelle[] Erregung« als »eine der Wurzeln des sadistischen Triebes«²⁶⁴ verbunden ist, scheint Ulrichs Dame nicht zu sein. Denn »auf den naheliegenden Gedanken, daß die kleinen Mädchen, die er wirklich kannte, die gleichen Geschöpfe seien wie jenes, für das er stritt, ging sein Gefühl einfach nicht ein« (MoE 690). Sein hier noch allgemeines Desinteresse gegenüber Frauen erlaubt keine derart prägnante und kampfbereite Ausnahme. Was Ulrich vielmehr statt des erdichteten Individuums seiner Phantasie verteidigt, ist die *Vorstellung* seiner Anwesenheit, der imaginäre Status seiner Realität. Sein Engagement leidet dabei paranoide Züge, weil es der Erhaltung und Bedeutung eines Phantoms gilt. Es installiert die Verpflichtung, das zu tun, was Ulrich ohnehin zu tun begehrt, aber doch so, daß diese Verflchtung an kein Ende kommt. Da die Irrealität des Kampfanlasses und seiner imaginären Trophäe weder Sieg noch Niederlage kennt, bedeutet jeder Schlag die verzweifelte Verteidigung seiner in Wirklichkeit unsinnigen Begründung. Kämpfen also muß Ulrich tatsächlich für sein kleines Mädchen, um es nicht aus den Augen seiner Phantasie zu verlieren. Die Balgerei der Knaben um einen fiktiven Besitz verschafft ihm auf einem Nebenschauplatz eine negativ spürbare, ersatzhafte Anwesenheit.

Aber wiederum: »[...] wie immer es ausging, fühlte er sich um die Befriedigung betrogen«. Die regelmäßige Wiederkehr der Frustration seiner immer forscheren Versuche, das Ziel der Wünsche zu erlangen, läßt auch die Erinnerung hier noch nicht ruhen. Besitz und Nähe des Mädchens symbolisierten *Identität* mit ihm: dies zeigt die anschließende Episode. – Ulrich hatte sich stets »nur blöde und starr in weiblicher Gesellschaft« gefühlt; »bis eines Tags davon allerdings eine Ausnahme geschah«. Er erinnert sich in gleichsam perspektivischer Vergrößerung des lange Zurückliegenden »an einen Abend, wo Agathe für ein Kinderfest angekleidet wurde« (MoE 690).

»Sie trug ein samtenes Kleid, und ihre Haare flossen wie Wellen von hellem Samt darüber, so daß er sich plötzlich bei ihrem Anblick, obgleich er selbst in einem erschrecklichen Ritterkostüm steckte, ganz in der gleichen unsagbaren Weise wie nach den Tieren auf den Ankündigungen des Zirkus danach sehnte, ein Mädchen zu sein« (MoE 690).

Hier sind die Momente der soeben geschilderten Erinnerungsfolge gedrängt versammelt. Die Spuren zur Identifikation mit seiner Schwester reichen weiter als bis zum Kampf des hier veritabel ausgestaffierten Ritters und der Sehnsucht nach den Zirkustieren zurück. Agathe selbst erscheint dem Bruder mit den zuvor erinnerten Attributen der väterlichen Pferde: Wie deren Leiber »von der Haarheide überzogen« waren, »durch die das Zucken der Haut wie die Wellen eines Windes lief« (MoE 689), fließen über Agathes Kleid die Wellen samtiger Haare. Erst in dieser Situation realisiert das Kind den Wunsch, nicht etwa mit dem weiblichen Gegenüber zu verschmelzen, es in seinen Besitz oder seine Gewalt zu bringen, sondern – es zu sein. Diesen Wunsch macht Ulrich mit sich selber aus, ihm ist die Struktur des Wunschaugenblicks im gegenseitigen Gegenüber gleichgültig, und es geht auch nicht darum, Agathe zu sein oder zu werden, sondern »ein Mädchen« (MoE 690). Qualifiziert für diesen Wunsch ist die Lage, in der sich Ulrich hier befindet, durch die gleichfalls gegenwärtige Reminiszenz der Knaben-

263 Sigmund Freud, *Gesammelte Werke*, a.a.O., Bd. 5, S. 103.
264 Ebd., S. 104.

kämpfe: Es ist, als stünde das umstrittene Mädchen leibhaftig vor seinem schön herausgeputzten Ritter (vgl. ebd.). Die Illusion der Kostümierung stimuliert Ulrichs Einbildungskraft, und legt auf diese Weise unwillkürlich die Beweggründe frei, die ihn zum Kampfe trieben: den Wunsch, das umkämpfte Mädchen selbst zu sein. – Wenn diese kleine Offenbarung Licht wirft auf die Tierlieben des Knaben (oder aber diese fortentwickelt): wie sind dann sie nun zu verstehen?

Freud schilderte in seiner berühmt gewordenen »Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben« im Jahre 1909 den in gewissen Punkten bestechend ähnlichen Fall des kleinen Hans.²⁶⁵ Dieser äußerte nicht eine ambivalente Zuneigung, sondern bloße »Angst vor Pferden, in deren Konsequenz der Knabe sich weigerte, auf die Straße zu gehen«.²⁶⁶ In der Analyse trat das Konkurrenzgefühl des Kindes um die Gunst der Mutter zutage, das den Wunsch des »Wegsein[s]« des Vaters nach sich zog.²⁶⁷ Entscheidend hier die Feststellung Freuds, »daß das Kind unter solchen« – ödipalen – »Bedingungen einen Anteil seiner Gefühle von dem Vater weg auf ein Tier verschiebt«.²⁶⁸ Anstelle einer Aggression gegen seinen Vater will es, »daß das Pferd umfallen (sterben) möge«.²⁶⁹ Die »doppelsinnige[] – *ambivalenté*[] – Gefühlseinstellung gegen den Vater« schafft sich so »Erleichterung« in einem direkten »Vatersurrogat«, während vergleichsweise im Falle Ulrichs das »Verschiebungsobjekt« selbst ambivalent bleibt. Nun »ist unverkennbar, daß der kleine Hans den Pferden nicht nur Angst, sondern auch Respekt und Interesse entgegenbringt. Sowie sich seine Angst ermäßigt hat, identifiziert er sich selbst mit dem gefürchteten Tier, springt als Pferd herum und beißt nun seinerseits den Vater«. Jetzt, im »Auflösungsstadium der Phobie«,²⁷⁰ wird der Konflikt im Rollentausch des Kindes offen ausgespielt.

Grundsätzlich unterscheidet sich der Fall Ulrichs von der Geschichte des kleinen Hans durchs ödipale Umfeld: Ulrichs Mutter scheidet als Bezugsobjekt eines durch die Konkurrenz des Vaters aufgehaltenen Wunsches beim Kind auch insofern umso eindeutiger aus, als sich dieser *positiv* auf die Pferde richtet. Als Verschiebungsobjekte der den Vater unmittelbar betreffenden Wünsche kommen aber Ulrichs Pferde durchaus in Betracht, zumal das emotionale Verhältnis von Sohn und Vater, soweit es im Roman überhaupt expliziert wird, als durchgängig unterkühlt und lieblos dasteht. Der Anlaß der Verschiebung einer Zuneigung zum Vater kann etwa in dessen Reduzierung auf eine familiäre Bestrafungsinstanz erblickt werden, deren kategorische Urteilsparameter nicht der Person verzeihen, viel weniger noch ihr Zuneigung entgegenbringen können (vgl. etwa 702 f.). In der gesuchten Übermacht der Tiere mag eine Konkretion eben jener negativen Strafbereitschaft erkennbar sein, die das Kind von der Erfüllung seiner Ziele abhält; es sucht die erfahrenen Widerstände in der phantastisch überhöhten und transformierten Gestalt körperlicher Gefahr nicht auszulöschen, sondern zunächst zu erfahren, dann zu überwinden. Da aber das Kind, solange diese Überwindung ihm

265 Sigmund Freud, *Gesammelte Werke*, a.a.O., Bd. 7, S. 241 – 377.

266 So Freuds Zusammenfassung in »Totem und Tabu«, *Gesammelte Werke*, a.a.O., Bd. 9, S. 156.

267 Ebd.

268 Ebd., S. 157.

269 Ebd., S. 156.

270 Ebd., S. 157.

nicht glückt, auch nicht erkennen kann, daß der Befriedigung gerade der Surrogatcharakter der Objekte entgegensteht, neigt es zum bloßen Austausch falscher Ziele. Erst mit der Enttäuschung des die Gewalt brechenden kleinen Ritters weicht das Interesse an der körperlichen Erfahrung von Gewalt. An seine Stelle tritt der Wunsch des Identitätswechsels.

Zur Aufrechterhaltung eines normalen Geschlechterverhältnisses war die Begabung eines imaginären Liebesobjekts mit einer nicht mehr als legendären Existenz so lange ein realitätstüchtiges Ideal, wie dessen Erstreitung Lust versprach. Zeigt Ulrichs Wunsch, ein Mädchen zu sein, im nachhinein Keim und Motiv der vorausgegangenen Täuschungsaktion an, nämlich die *Idee* eines Mädchens (in das er sich hineinversetzt) zu verteidigen, so erfüllt die Zweideutigkeit dieses Unternehmens unter der Perspektive der Verschiebung die Funktion, durch Werbung um ein andersgeschlechtliches Objekt sich sexuelle Identität und Integrität demonstrativ (zurück) zu erobern, und gleichzeitig sich kraft der starken Identifikation mit dem Mädchen in ein heterosexuelles Verhältnis zum Vater zu setzen. Dieser Versuch der Mehrfachbesetzung einer Handlung mißlingt, sobald im tatsächlichen Ausüben von Gewalt das subtiler gestaltete Verhältnis zum Vater nicht mehr zu erkennen ist, während der kleine Ulrich weiter in der Gefahr einer Bestrafung schwebt. Nach der Entzauberung des Kampfvorganges bleibt der Wunsch eines Geschlechterwechsels, der erst unter der Bedingung wechselseitiger Verkleidung bewußtseinsfähig wird, rein und unmittelbar zurück. Nimmt man an, schon der Pferdeleidenschaft des Kindes liege das beeinträchtigte Verhältnis zum Besitzer der Tiere zugrunde, so kann die spätere Intention eines Geschlechtertauschs – in Metaphern der Erinnerung gekleidet – nicht anders denn als Wunsch verstanden werden, in weiblicher Gestalt dem Vater zuneigungswürdiger zu erscheinen.

Vom substanzlosen Ringen mit den Gegnern, von denen er »am liebsten« hatte, »wenn sie größer waren als er« (MoE 690), überdauert in der aktuellen Situation kaum etwas. Ulrichs später unübersehbar aggressive Vorstellungen stellen sich jedoch in der Folgezeit – sein Triebleben ist inzwischen heterosexuell gefestigt – immer wieder innerhalb sexueller Kontexte sozusagen pünktlich ein. Sie gewähren Anreiz nur noch in Gestalt des visionären Scheins. Diese Tendenz setzt sich bereits im Augenblick des herbeigewünschten Geschlechtertausches durch: Die Möglichkeit dieser Verwechslung, gepaart mit der Zurückhaltung, sie zu erreichen, entsprach,

»wenn er heute einen Ausdruck dafür suchte, etwa dem Zustand [...], er taste im Dunkeln nach einer Tür, stoße auf einen blutwarmen oder warmsüßen Widerstand und presse sich immer wieder an ihn, der seinem Verlangen hindurchzudringen zärtlich entgegenkommt, ohne ihm Platz zu machen. Vielleicht glich es auch einer harmlosen Art vampyrischer Leidenschaft, die das ersehnte Wesen in sich einsog, doch wollte dieser kleine Mann jene kleine Frau nicht an sich ziehen, sondern sich ganz an ihre Stelle, und das geschah mit jener blendenden Zärtlichkeit, die nur den Früherlebnissen des Geschlechts zu eigen ist.« (MoE 690)

Noch der körperlich abstrakte Vorgang des Subjektwechsels wird im Vokabular physischer Überwindung dargestellt, obgleich ihm keinerlei emotionaler oder leiblicher Aspekt zukommt. Zärtlichkeit und Dominanzbedürfnis konvergieren im Zusammengehen mit einem Individuum, auf das zum Zweck der angestrebten Substitution kaum Triebenergie gerichtet war. Zugleich legt die Besetzung Agathes als Objekt einer zur

Vergewaltigung neigenden, weil »vampyrische[n] Leidenschaft« (ebd.) den Grund für spätere libidinöse und narzißtische Ansprüche des Bruders an die Schwester. Sie hat gutzumachen, was im Verhältnis zum sich abwendenden Vater versäumt ward. Aufgrund der Kontamination von Besetzungen des Vaters und der Schwester weist die Identifikations-Urszene Ulrichs mit Agathe einen möglichen Ausgangspunkt jeder späteren inzestuösen Neigung Ulrichs aus. Agathe nimmt ihre Stellung als Geliebte Ulrichs in buchstäblicher Vertretung und als ein weiteres Verschiebungsobjekt für den Vater ein. Dieser Umstand wird bekräftigt und erneuert, wenn Ulrich kurz vor der hier interpretierten Szene die Geliebte durchs Verbrechen am gemeinsamen Erzeuger, an der Leiche stehend und somit geradezu aus der Hand des Vaters empfängt, dessen Tod ja auch die Geschwister überhaupt erst zueinander führte. Wird der kindliche Geschlechtswechsel Ulrichs in der späteren Wahl Agathes wiederum lediglich visiert – und nicht vollzogen –, so sagt die Ersatzfunktion, welche Agathe in dem Spiel des Bruders übernehmen muß, über das Scheitern der Geschwisterbeziehung aus, daß diese unter der Belastung, das Verpaßte nachholen zu sollen, wohl zwangsläufig zusammenbrechen muß. Vermittels der Wiedererkennung Ulrichs in der Schwester – etwa durch eine von ihm festgestellte »Ähnlichkeit des Gesichts« (MoE 694) –, überdauert der Identifikations- oder Substitutionsgedanke der Kindheit den Prozeß der Fetischisierung des ihm entsprechenden Objekts auch dort, wo die Verbindung zum Primärobjekt längst abgerissen scheint. In der Anonymität jenes »blutwarmen oder warmsüßen Widerstand[s]« (ebd.) haftet schließlich der Persönlichkeit Agathes als bloßes Lustobjekt ihres Bruders etwas nur noch Zufälliges und Überflüssiges an, wie es sich in der hermetischen Selbstbezogenheit Ulrichs hinsichtlich der Schwester bestätigt; ihre lediglich raum-zeitliche Identität mit der entscheidenden Figur eines bestimmten Augenblicks der Vergangenheit qualifiziert sie hinlänglich als Funktionsmoment der Aufarbeitung oder Befolgung dieser Vergangenheit.

Ganz nah am Bett des Vaters zeugt Ulrichs Erinnerung an die Ersatzobjekte seines Lebens von der Abriegelung einer Geschichte und der Aussperrung eines zweiten Protagonisten, dem auch jetzt die Trauer unerbittlich noch verweigert wird. »Ulrich stand auf und reckte die Arme, erstaunt über seine Träumerei. Keine zehn Schritte von ihm entfernt, lag hinter der Wand der Leichnam seines Vaters« (MoE 690).

3. *Sie tun Unrecht*

»Ulrich trat in das Zimmer, worin der Tote aufgebahrt lag [...]; steif wie ein Holzstückchen schwamm der Tote zwischen den Fluten der Geschäftigkeit, aber für Augenblicke konnte sich das Bild verkehren, dann erschien das Lebendige starr, und er schien in einer unheimlich ruhigen Bewegung zu gleiten« (MoE 693).

Durch den Tod des alten Mannes, an den sich zu erinnern die folgenden Tage beherrscht, fühlt sich Ulrich seltsam »auf den Weg« gebracht: »Was kümmern den Reisenden« sagte er [...] »die Städte, die an den Anlegestellen zurückbleiben: ich habe hier gewohnt und mich betragen, wie man es verlangte, aber nun fahre ich wieder!« (MoE 693)

Als er seinem toten Vater »ins Gesicht« sieht, forscht er darin nur zum Teil nach Ähnlichkeiten. »Vielleicht war alles, was er für seine persönliche Besonderheit hielt, nichts als ein von diesem Gesicht abhängiger Widerspruch, irgendwann kindisch erworben?« (MoE 693) Wirklich ist zu fragen, inwiefern Ulrichs von der Forschung immer wieder in Bezug auf seine Psychologie, die ihn umgebende Gesellschaft und Geschichte sowie auf den Gehalt seiner Reflexionen hin interpretierte Grundhaltung einfach aus der im Roman erzählten Relation zum Vater erwächst – eine Vermutung, die nicht den Nachteil birgt, anstelle des Textes Kausalitäten anzusetzen, für deren begründete Annahme der Roman Indizien, nicht eigentlich Belege bereithält. Ist nun die Figur des Vaters als ein inneres Zentrum der Erzählung aufzufassen, dann muß der Anteil, den sie an der Handlung hat, selbst diese ihre Bedeutung begründen lassen.

Gerade insofern Ulrichs Ahnung einer familiären Abhängigkeit vom Vater keinerlei Moment des »Widerspruch[s]« (ebd.) mehr aufweist, sondern diese Abhängigkeit gleichsam wie einen Wunsch des Vaters von dessen toten Augen abzulesen sucht,²⁷¹ enthält dieses Gesicht für Ulrich durchaus »alles«: »[...] die Rasse, die Gebundenheit, das Nichtpersönliche, der Strom des Erbgangs, in dem man nur eine Kräuselung ist, die Einschränkung, Entmutigung, das ewige Wiederholen und im Kreis Gehen des Geistes, das er im tiefsten Lebenswillen haßte« (MoE 693). – Die Summe dessen, von dem er sich absetzen, und dessen Zusammenhang mit sich er doch nicht leugnen kann, sieht Ulrich im Konterfei des leblosen Mannes objektiviert.

»Erinnerst du dich«, fragt Agathe nach dem Besuch Professor Schwungs zu Beginn des Kapitels »*Sie tun Unrecht*«, »wie du einmal, als ich noch recht klein war, beim Spielen mit anderen Buben bis an die Hüften ins Wasser gefallen warst, und es hast verbergen wollen« (MoE 701). Ulrich, der »nicht selten [...] eine Verfehlung nicht einbekennen wollte und sich sträubte sie zu bereun, obgleich er sie nicht zu leugnen vermochte«, hätte »schon wegen des Fiebers«, so Agathe, »nichts als Suppe essen dürfen«. Vom Vater war ihm dies indes noch zusätzlich »strafweise verordnet worden!« (MoE 701) – Nach der Auflehnung gegen das Reuegebot des Vaters stößt die kategorische Strenge und Verurteilungssucht bei Ulrich, dem nunmehr Erwachsenen, auf Großzügigkeit und Verständnis:²⁷² »[...] das ist natürlich nicht aus Gehässigkeit geschehen, sondern in Erfüllung einer sogenannten Pflicht« (MoE 701). Natürlich – als ein Werk glücklicher ›Verkürzung‹ (s.o.) kommt Ulrich die »Erinnerung daran, daß er gestraft worden sei, [...] in diesem Augenblick nicht anders vor, als sähe er seine kleinen Kinderschuhe am Boden stehn, die ihn auch nichts mehr angingen« (MoE 701). Die visuelle Verdinglichung und Anverwandlung einer dynamischen Vergangenheit an ein jede Identifikation abweisendes kleines Bild schützt vor dem Zugriff dieser Vergangen-

²⁷¹ Hartmut Böhme, *Anomie und Entfremdung* a.a.O., S. 185 ff., indem er die Verbindlichkeit der geistigen und moralischen Ansichten des Vaters für Ulrich hervorhebt, unterstellt eine ursächliche emotionale Bindung und Abhängigkeit des Sohnes, ohne sie belegen zu können. Schon aber im Blick nach dem Gesicht des Vaters lebt die zuvorkommende, hier von der »Unsicherheit des Menschen, der zwischen den anderen etwas anderes will als sie« (MoE 693), getragene Berücksichtigung und sensible Antizipation väterlicher Wünsche fort, als wäre eine Kränkung noch vom Toten zu erwarten.

²⁷² Die offenbar strukturelle Identifikation mit dem Aggressor entdeckt Hartmut Böhme, *Anomie und Entfremdung* a.a.O., S. 189, bereits während Ulrichs Raufereien mit den Knaben.

heit. Worüber sich Ulrich vorher zu beklagen wußte: der Gefrierzustand des Vergangenen in statischen Relikten, sein verdinglichter Abdruck in photographischen Reproduktionen, kommt ihm hier als Abwehr des Erlittenen zupaß. Die Identifikation vergangener Zeit mit deren zufälligen Requisiten verspricht die Leblosigkeit, Vernichtbarkeit und damit die Irrelevanz dieser Zeit für die Gegenwart. Und doch »fühlt[]« Ulrich »Beleidigungen, denen er entwachsen war«, wieder »empor«, konstatiert die durch Erinnerungssperren beschlossene existentielle Verflachung und, mehr noch: Irrealisierung seines Lebens durch dessen Entzeitlichung. »Dachte: ›In diesem ›Nichtmehrangehn‹ drückt es sich irgendwie aus, daß man in keiner Zeit des Lebens ganz in sich selbst darin ist!« (MoE 701). Die Äußerlichkeit der Gegenwart folgt aber aus der Abgespaltenheit der jeweiligen Vergangenheit durchaus nicht. Gegenwartsverlust wird von Vergangenheitslosigkeit nicht strikt impliziert, im Gegenteil scheint die Verdrängung der Vergangenheit mit einer Verabsolutierung der Gegenwart vollauf verträglich, und diese Verabsolutierung war es denn auch, welche durch die Disponibilität des Augenblicks hatte erreicht werden sollen: punktuelle (d.h. durch ihre jeweilige Zukunft überbietbare) Gegenwart. Ulrichs Kritik an einem Zustand, bei dem man »in keiner Zeit des Lebens ganz in sich selbst darin ist« (ebd.), entzündet sich also nicht etwa erneut an der Aufspaltung der Identität angesichts ihrer zeitlichen Erstreckung, sondern an der Eindimensionalität gegenwartsfixierten Denkens. In keiner Zeit ganz »in sich selbst darin« sein zu können, erscheint ihm als die Folge jener für ihn beinahe programmatischen Vergangenheitsaversion. Ohne die Rückwärtsgewandtheit des gleichwohl fortschreitenden Lebens ist dieses für Ulrich nicht es selbst. Erinnerung als Reaktion auf drohenden Lebens- und in diesem Sinne Realitätsverlust bedarf jedoch nicht nur einer perspektivischen Aktualisierung der zeitlichen Tiefendimension, sondern einer Vorbereitung der Gegenwart darauf, diese Dimension auch zu (er)tragen. Mit diesem ausgesparten Aspekt der zu erarbeitenden Vermittlung des Selbst auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung ist Ulrich bisher weitgehend unvertraut. Derselbe Aspekt ist es darum auch, der in den Gesprächen zwischen Ulrich und Agathe eine herausragende Stellung einnehmen wird.

Die Gegenwart Agathes vermag hier nur zum Schein zu leisten, was von ihr erwartet wird. Zwar kann auch sie die rigorose Reaktionsweise des Vaters nicht verstehen (MoE 701). In Übertreibung der Verhältnisse dient ihr nachträgliches Bekenntnis zum Opfer der Verurteilung aber nur einer ekstatischen Erhöhung der Erinnerungssituation, deren tatsächliche Retrospektive Ulrich verweigert:

»Können die Erinnerungen zweier Menschen, die von einer ihnen beiden bekannten Vergangenheit reden, nicht nur einander ergänzen, sondern auch ehe sie noch ausgesprochen sind, schon verschmelzen? In diesem Augenblick geschah etwas Ähnliches!« (MoE 701)

Die an sich triviale und zufällige Situation gemeinsamer Erinnerung absorbiert und vereitelt als emphatisch illuminiertes »gemeinsamer Zustand«, der die Subjekte »verwirrt[]« (MoE 701) und vom Erinnerten ablenkt, die Mitteilung des Intimen oder Peinlichen. Ist es von hier zum auch begrifflich antizipierten »anderen Zustand« nicht weit, so steht zu vermuten, daß sich im anderen Zustand auch der Abstraktionsvorgang des Gedachten zugunsten eines verfälschend aufgeladenen Denkaugenblicks erhält. Die Versenkung in die Gemeinsamkeit einer Erinnerung zieht nämlich hier bereits die

Nichtexplikation des angeblich Erinnerten nach sich. Was also Agathe an den Erinnerungen ihres Bruders teilt, verschwindet sogleich wieder in der Beschwörung einer möglichen Gemeinsamkeit. Die Substanz des Erinnerten wird also wieder einem Augenblicke, hier der Erinnerungssituation, anverwandelt und auf diese Weise zeitlich und inhaltlich ›homogenisiert‹. Der ausdehnungslose Augenblick triumphiert über den Zeitraum des Erinnerten. So dient also der »gemeinsame[] Zustand« (ebd.) der Geschwister dem Verschweigen, damit aber der Auslöschung der Vergangenheit unter gleichzeitigem Zugeständnis ihrer abstrakten und nicht mitteilbaren Präsenz. »Jeder wußte plötzlich von der Vergangenheit mehr, als er zu wissen vermeint hatte« (MoE 702): Sie wissen es, sie sagen es einander aber nicht, und wiegen sich dadurch im pauschal gesicherten Privatbewußtsein wechselseitiger Vertrautheit. Die innere Harmonisierung des für sich Behaltene[n] gelingt auf diese Weise scheinbar durch die ersatzhafte und auf keinerlei Probe gestellte Öffnung für den jeweils anderen. Die Konfrontation mit der Vergangenheit, von der auch der Leser nichts weiter erfährt, wird in der beschworenen geschwisterlichen Übereinstimmung in ein Verhältnis transformiert, das zwar seinerseits atavistische Züge trägt, gegenüber unabänderlicher Vergangenheit jedoch den Vorzug absoluter Gegenwart besitzt.

Was damit zurückgewonnen wird, verbleibt im Schutzraum abgeschirmter Innerlichkeit:

»[...] Ulrich fühlte wieder das Fieberlicht, das einstmals vom Boden die Wände hinangekrochen war, ähnlich wie es in diesem Zimmer, wo sie jetzt standen, das Gleißeln der Kerzen tat; dann war der Vater gekommen, hatte den Lichtkegel der Tischlampe durchwatet und sich an sein Bett gesetzt.« (MoE 702)

Ulrichs Vater erprobt an diesem Abend das Schuld- und Rechtsbewußtsein seines Sohnes; dieser kann den Wortlaut dieser ›Zuwendung‹ noch nach Jahrzehnten wiederholen.²⁷³ Es sind Sätze, auf die niemand antworten kann und die ›Beziehungsfällen‹ öffnen, in der der Gefangene sich erfolglos so oder so benehmen kann.²⁷⁴ Die Unmöglichkeit einer Entgeltung des Geschehenen angesichts der nach Legalitätsgrundsätzen ausgerichteten Legitimitätsvorstellungen des Vaters ächtet jedoch den Tatbestand endgültig, und trägt so zur Negativierung der Vergangenheit Ulrichs wie zum Wunsch reversibler Handlungsvorgänge bei. Situationen wie die hier erinnerte liefern Motive des Vergessens.

Daß die Denunziation der Erinnerung als ein sozusagen familiäres Charakteristikum anzusehen ist, belegt an der Seite Ulrichs – der »sonst weder Gedächtnis für Einzelheiten, noch für Wortlaut« (MoE 702) besaß – Agathe mit der Wertung des Gedächtnisses als eines Zeichens offenkundiger Stupidität: »[...] in mir bleiben die Dinge liegen, weil ich nichts mit ihnen anzufangen weiß [...]. Ich habe, weil ich dumm bin, ein schrecklich gutes Gedächtnis!« Auch den Wortlaut des Vaters oder Hagauers »nachzuöffnen« (MoE 703), bereitet das Vergnügen spontaner Respektlosigkeit, ist jedoch von

²⁷³ »War dein Bewußtsein von der Tragweite der Tat wesentlich beeinträchtigt, so dürfte sie wohl in milderem Licht erscheinen, aber dann hast du dir das vorher einzugestehen«. »Hast du die Kraft besessen, unabhängig von jeder dich zwingenden Notwendigkeit dich aus dir selbst für eine Schlechtigkeit zu stimmen, so mußt du auch einsehen, daß du schuldhaft gehandelt hast!« (MoE 702).

²⁷⁴ Vgl. Hans-Rudolf Schärer, *Narzismus und Utopismus*, a.a.O., S. 19 u. f.

einer Bitterkeit durchfärbt, die sich in Gestalt der (Selbst-)Verachtung vom Erinnernten auf den sich Erinnernden überträgt: Die Identifikation mit dem Verratenen im Augenblick seines Verrats – durch die Bezichtigung der durch Erinnerung bezeugten Dummheit – taugt zwar nicht zu einer Umwertung des Erlittenen, affiziert aber den Status des Erinnernten. Es darf nicht verdammt, kann in das Inventar des positiv Rekapitulierbaren aber ebensowenig übernommen werden. Agathes Umgang mit den Erinnerungen an Sätze ihres Mannes gestattet so keinerlei Erkenntnisgewinn, geschweige denn eine Abrechnung mit dem Vergangenen. *Daß* sie sich erinnert, bestätigt ihrer eigenen Einschätzung nach lediglich, daß sie selbst um keinen Deut klüger ist als ihr soeben bloßgestellter Ehemann. Agathe befindet sich hinsichtlich des instrumentellen Bezugs auf Erinnerungen zum Zweck der Konsolidierung der Gegenwart in einer ähnlich unfähigen und bewegungslosen Lage wie ihr Bruder.

Am Bett des Vaters nehmen die Kinder an ihrem väterlichen Peiniger späte Rache. Nach dem Vorbild einer hier tatsächlich heraufgerufenen gemeinsamen Erinnerung, einem Reservat nur scheinbar unbeschädigten Lebens, wird Vergangenheit noch einmal aktiviert: »Wollen wir nicht jeder etwas Schönes auf einen Zettel schreiben und ihm das in die Tasche stecken?« (MoE 706)

Die »Verlassenheit der Kindheit« hatte zwischen den Geschwistern – so lautet die Erinnerung – eine »Vorliebe für traurige Verse und Geschichten« entstehen lassen, welche in die Praxis umzusetzen von Agathe auf den Bruder übergriff. Von der Absicht beseelt, »auf die Nachwelt zu kommen«, hatten sie, ihre Einsamkeit erleichternd, gemeinsam je einen Fingernagel, Agathe auch ein kleines Haarbüschel in der Erde vergraben. Ein symbolischer Fluchtversuch, der nicht allein »einen Teil von sich« den »pädagogischen Forderungen« des Elternhauses entzog, sondern darüber hinaus im dereinstigen Entdecker einen imaginären Adressaten direkt ansprach. Der archäologische Fund versprach tragischen Effekt. Die darauffolgende Idee nun, in die Mauerritzen eines im Bau befindlichen neuen Hauses (MoE 706) bedichtete Zettel insgeheim einmauern zu lassen, ließ die Kinder in der Folge an einem Vorhaben sich berauschen, deren Ertrag nicht zu erleben mit zum Spiel gehört. Es avisiert eine Ausflucht, ja ein Schlupfloch aus der schlechten Gegenwart; denn:

»[...] als sie diese Verse zu schreiben begannen, die so besonders schön sein sollten, fielen ihnen keine ein, einen Tag um den andern, und die Mauern wuchsen schon aus der Baugrube hinaus. Da schrieb Agathe schließlich, als die Stunde drängte, einen Satz aus dem Rechenbuch hin, und Ulrich schrieb: ›Ich bin -, und dann folgte sein Name. Trotzdem bekamen sie furchtbares Herzklopfen, als sie sich im Garten an die zwei Maurer heranschlichen, die dort bauten, und Agathe warf einfach ihren Zettel in die Grube, worin sie standen, und lief davon. Aber Ulrich, der sich als der Größere und als Mann natürlich noch mehr davor fürchtete, daß ihn die Maurer anhalten und erstaunt fragen könnten, was er wolle, vermochte vor Erregung überhaupt weder Arm noch Bein zu rühren, so daß Agathe, mutiger geworden, weil ihr nichts geschehen war, schließlich zurückkehrte und auch seinen Zettel an sich nahm.« (MoE 707)

Umgekehrt proportional zur vom Erzähler dem Knaben vorbehaltenen Präention, hatte die Mutlosigkeit der »Tat« in Ulrich eine »Beklemmung« verursacht, »die ihn schrecklich einzwängte« und sich »in ein Rad mit scharfen Messern verwandelte, die sich so rasch in seiner Brust drehten, daß im nächsten Augenblick eine spritzende Sonne daraus wurde« (MoE 707). Dieses (erneut) ejakulative Bild ist Ulrich heute noch

präsent. Im unter »Erregung« auf den Weg geschickten Akt des Ich-Sagens verbirgt sich die ekstatische Verkündigung oder Beschwörung der eigenen Besonderheit, die sich unter dem Gebot ihrer Verbergung in ein freilich exzessives Strafgericht verkehrt. Vom Exhibitionismus des Bekenntnisses zu sich selbst bleibt so im Stande seiner Selbstanlage und Verdeckung nur der sexualisierte Ersatz der Erfüllung zurück.

Als im unmittelbaren Anschluß – jetzt wieder am Totenbett des Vaters – Agathe »ein seidenes, breites Strumpfband [...] vom Bein« streift, die »Prunkdecke« hebt und das anzügliche Stück Stoff »dem Vater in die Tasche« schiebt, stellt sich »bei dieser wieder ins Leben zurückgekehrten Erinnerung« ein analoger Schrecken ein. Will aber Agathes dreister Griff »den Toten *versöhnen* [...], weil ihm Unrecht geschehen sei«, oder ihm »etwas *Gutes* mitgeben [...], weil er selbst so viel Unrecht getan habe?« (MoE 707, Hervorh.en v.m.) – Ulrichs Unklarheit über diesen Punkt setzt, wie immer dem auch sein möge, eine wohlthätige Versöhnungsgeste für den Vater beide Male schlicht voraus! Trägt nun der kleine, durch seinen Konkretismus lächerliche Racheakt am Vater Züge einer kindlichen Neckerei, die sich jetzt nicht mehr, wie dies noch bei den Zetteln zu sehen war, zu verbergen braucht, so läßt sich der Zusammenhang von vergangenem Vergraben von Persönlichem einerseits und dem gegenwärtigen Zustecken des Strumpfbandes andererseits, von Erinnerungtem und dem Erinnerungsanlaß also, in einem Ausreizen der für die Kinder überaus gefährlichen Relation zum Vater erkennen. Teilten sie auf jenen Zetteln den Zwang und die Verlassenheit ihrer Kindertage symbolisch mit, so wird dem Verursacher dieser Lage am Totenbett höhnisch ein Symbol des allgemein Verborgenen, Intimen und Zärtlichen zuteil, das er in konfliktuöser Weise für die Kinder selbst verkörperte. Indem das späte Pfand die vergrellte Aufmerksamkeit imaginär herausfordern zu können scheint, während die absurde Frechheit der Tochter den illusionären Charakter solchen Anliegens ironisch einbekennt, signalisiert Agathes Tun tatsächlich eine Art Versöhnung. Dieser wird vom Bruder mit väterlichem, aber sanft gewendeten Einspruch beigepflichtet: »Was treibst du da?!« sagte er, leise abmahmend«. Der Vorfall »richtete« jedoch »in seinem Gehirn allerhand Unordnung an« (MoE 707).

4. Ein Ort der Erinnerung: Ausflug an die Schwedenschanze

Agathe, »*wenn sie nicht mit Ulrich sprechen kann*« (MoE 725), problematisiert den Fluchtaspekt der Trennung von Hagauer, ihrem Ehemann.

»Sie mißbilligte an ihrem Verhalten, daß sie durch seine Form an eine wunderliche Krankheit erinnert wurde, der sie als Kind verfallen war, bald nachdem sie angefangen hatte, in die Schule zu gehn. Länger als ein Jahr hatte sie damals an einem nicht unbeträchtlichen Fieber gelitten, das weder stieg, noch wich, und war zu einer Zartheit abgemagert, welche die Besorgnis der Ärzte erregte, die davon keine Ursache finden konnten. Die Erkrankung war auch später niemals aufgeklärt worden.« (MoE 725)

Einerseits werden die Hintergründe dieser mysteriösen Krankheit mit dem Stolz des Kindes angegeben, »daß die Ordnung der Großen keine Macht über sie hatte, solange sie krank war« (MoE 725), andererseits mit einer von den »Hausleute[n]« kolportierten Legende einer das Mädchen verhext habenden Bettlerin. Agathe selbst »bewahrte aus dieser Zeit nur ein einziges, allerdings lebhaftes, Gedächtnisbild, worin sie ihren Vater vor sich sah, wie er in flammendem Zorn auf ein verdächtig aussehendes Weib los-schlug und mehrmals mit der flachen Hand dessen Wange rührte; sie hatte den kleinen, sonst qualvoll rechtlichen Verstandesmann nur dieses eine Mal in ihrem Leben derart verändert und von Sinnen wahrgenommen« (MoE 726).

Da nun Agathe selbst auf den Zeitpunkt des zuletzt genannten Ereignisses erst durch den Gedanken schließt, »daß sie dabei im Bett gelegen und dieses Bett sich statt in ihrem Kinderzimmer ein Stockwerk tiefer ›bei den Erwachsenen‹ befunden habe« – zu dem die Bettlerin, wie es heißt, gar keinen Zugang hatte –, kann die Vermutung, »daß dieses Ereignis eher in das Ende ihrer Krankheit gefallen sein müsse, und daß sie wenige Tage danach plötzlich gesund geworden [...] sei«, trügen. Vielmehr deuten die Aggression des Vaters im Gedächtnis Agathes und das »Verbot« (MoE 726), dem Kind Erklärungen zu geben, auf eine *ursächliche* Bedeutung der Szene und eine Schlüsselrolle des Vaters selbst hin. Die Vermutung wird geschürt, des Vaters Verbot decke dessen eigene (wie auch immer beschaffene) Tat.

Die gemeinsame »Form« (MoE 725) der Flucht in beiden Ereignissen: die Krankheit als Entfernung vom Vater und das Verlassen Hagauers, provoziert Agathes Mißbilligung. Beides wird erinnerlich auf einer Fahrt zur sogenannten Schwedenschanze (MoE 726 u. ff.), die bei den Geschwistern einem »Vorstoß in halberinnerte Landschaftsbilder hinein« (MoE 726) entspricht. Dieser Ausflug sucht dem Erinnerungsprozeß, in dem sich offensichtlich beide Geschwister befinden, offiziellen Raum zu geben, und er findet ihn in einer lang vertrauten Landschaft, am »Rand der Stadt« (MoE 726).

Dort, wo Ulrich »ein Ziel gewußt« hatte (MoE 726), das er »aus jugendlicher Erinnerung kannte« (MoE 736), wird der Schwester klar, daß sie »sich noch immer nicht ihr Leben vorstellen« konnte und »keinen Begriff« davon hatte, »wie es sein müsse« (MoE 733). Sich ihrem Bruder hier zu erklären, soll verhindern, »daß ihm diese Mißheirat in jeder Weise unverständlich sein müsse«; Agathes »Bestürzung darüber, daß sie so oft in unangemessenen Lagen ausgeharrt habe, wiederholte sich« (MoE 733). Wir haben es jedoch mit einem gemeinsamen Problem der Geschwister zu tun. In einer Situation der isolierten (und isolierenden) Vergangenheitsverdichtung erinnert sich nämlich inzwischen Ulrich, »daß er als junger Mensch jedesmal an dieser Stelle«, dem Ziel ihrer Wanderung nach einer »mächtige[n] Bodenerhebung, welche die Sage mit einer Schwedenbelagerung im Dreißigjährigen Krieg verknüpfte« (MoE 736), »das Bedürfnis empfunden hatte, die Zähne zusammenzubeißen und zu schweigen« (MoE 736 f.). Von einem »Ort gepackt« zu sein, wo sich die »Schwere des Lebens« mitteilt, »daß alles so kurz ist und wahrscheinlich so vergeblich« (MoE 736), wirkt in diesem Augenblick unausweichlich deprimierend, aber zugleich intensivierend auf ihn ein: »Er dachte: ›Welche Erlebnisse habe ich seither gehabt, die eindeutig und glücklich gewesen wären? Keine«. Und »sie: ›Es ist eine Umgebung, sich zu töten‹ und lächelte« (MoE 737). Ineins mit dem »unbeschreiblich starke[n] Gefühl des Geschehens« evoziert der Ausblick über

die Stadt – die man »mit einem Sprung [...] zu erreichen [...] oder [...] mit dem Griff einer Riesenhand in die Finger zu bekommen« wünschte (MoE 736) – die Lebenseinsicht, »keinen Willen« gehabt zu haben (Agathe) bzw. »einen Vorsatz nach dem andern« gefaßt zu haben, »ohne ihn auszuführen« (Ulrich) (MoE 737). »Hier bin ich gestanden und habe etwas gewollt, das niemals befriedigt worden ist« (MoE 737).

Die Reise an einen Ort der Erinnerung bildet, ohne von einer (proustschen) Reflexion über den falschen Konkretismus solcher Lokalbesichtigungen getrübt zu sein, formal den Höhepunkt des Erinnerungsprozesses im Roman. Zugleich kehrt der Roman in dieser Szene durch Verwendung des Ausblicks-Motivs zu seinem Anfang – Ulrich am Fenster – zurück. Im Aufsuchen alter Stätten läßt das erinnerbare Gefühl vollständig sich aktualisieren, Vergangenheit dringt derart in die Gegenwart ein, daß sie selbst als Keim der in die Vergangenheit wieder zurückfließenden Zukunft erscheint. Das Glück der Erinnerung, dessen Spur Proust verfolgte, bleibt aber wie bei diesem am Ort der Erinnerung selbst aus. Wo die Vergangenheit keine Erfüllung birgt, kann sie Erinnerung auch nicht erzeugen, scheint Musils Kommentar auf die (wenngleich unsentimentale) Erinnerungsseligkeit Prousts zu sein. Was hier zurückkehrt, ist überhaupt nicht verloren, sondern ein Bild stetiger Wiederholung, denn: wenn sich Ulrich manchmal danach »sehnte«, »in Geschehnisse verwickelt zu sein wie in einen Ringkampf, und seien es sinnlose oder verbrecherische, nur gültig sollten sie sein« (MoE 738), so hypostasiert dieser Wunsch jenen »niemals befriedigt[en]« Ereigniswillen seiner Vergangenheit (MoE 737, s.o.), ohne sich von ihm zu lösen. Da es nichts Neues, aber auch nichts Altes ist, das sich in der Erinnerung offenbart, kann mit seiner Offenbarung keinerlei Glücksgefühl verbunden sein, sondern lediglich eine Vergewisserung des unterschwellig Bekannten.

Doch kennt der hier geschilderte Augenblick qualitative Momente, die über das bewußt sich Wiederholende hinausweisen: Ulrich »schämte sich beinahe, in Gesellschaft einer Frau dazustehn, statt an der Seite eines gesattelten Pferdes« (MoE 737)! Dieses Pferd soll ihn wohl nicht nur den entfernten und ersehnten Zielen entgegentreagen. Es belegt durch Rückverweis auf die Verehrung der Vaterpferde die Unerfülltheit seines Wunsches, durch den Vater in ein »Geschehen« (MoE 737) verwickelt zu werden, von dem er spürt, »er versäume es« (MoE 738). Diese Gedanken »endete[n]« dann »bei dem Anblick, den Agathe selbst [...] in diesen Augenblicken darbot«, und drängen Ulrich die Schwester als Ersatzobjekt gleichsam erzählerisch auf. Es wird vermerkt: »Das Merkwürdigste war [...] wohl, daß Ulrich bei dieser Gelegenheit an nichts so wenig dachte wie daran, daß zu dieser Zeit doch schon etwas geschehen war, da er seinem ahnungslosen Schwager in Agathens Auftrag und im Wunsch, ihn abzuschütteln, die Lüge aufgebunden hatte, es wäre ein verschlossenes Testament vorhanden« (MoE 738). Das, was geschehen ist, wird so als ein Ersatz des schamhaft Verpaßten eingesetzt. Die Testamentsfälschung wird Ulrich in den »Besitz« der Schwester bringen, statt »an der Seite eines Pferdes« wird ihn dieses Ereignis jedoch ebensowenig einem Liebesverhältnis näher bringen, wie die Affaire etwa der Majorsgattin es vermochte.

So führt die Exkursion also an einen Ort, der mit Verpaßtem, nämlich dem Gefühl vergangener Bedürfnisse und falscher Wege konfrontiert. Für Ulrich endet diese Konfrontation nicht mit der Wiederaufnahme alter Wünsche. Die Wunschintensität

(und die Scham seiner Versagung) wird vielmehr auf Agathe übertragen. Nicht an der Seite eines Pferdes, sondern seiner Schwester dazustehn, und für den Besitz dieser Schwester doch bereits Entscheidendes getan zu haben, verknüpft den Flucht- und zugleich Verschmelzungsaspekt des Pferde-Symbols mit einem Objekt der unmittelbaren Gegenwart. Die ›vergessene Schwester‹ nimmt die Stelle des (noch nicht endgültig) Verpaßten ein.

5. Durch Bücher und Erinnerungen vertieftes Schweigen: Ulrich und Agathe

Waren die Geschwister schon während ihres Ausflugs »jeder für sich versunken gewesen [...], ohne daß sie sich ausgesprochen hätten« (MoE 738), so erzählt Agathe auch während der berühmten »*Heiligen Gespräche*«, »die zu keinem Ende kamen«, noch immer »nichts von sich«. Musils Roman ist hier die Erzählung essentiellen Schweigens. Dennoch »bewundert[...]*« Agathe an Ulrich »die Fähigkeit, so von seinem Leben sprechen zu können«; denn Ulrich, so der spitze Kommentar eines auf die Selbstaussagen der Figuren weitgehend verpflichteten Erzählers, »gab allemal gern etwas von der Ausbeute seines Lebens und Nachdenkens [...] zum besten« (MoE 746). Solche Ernte wirft für den narrativen Ablauf der Erzählung indes kaum etwas ab. Die Heiligen Gespräche, Zentrum der Reflexionsanteile des Romans, situieren den Erzähler in derselben Warteposition, die Ulrich für die Dauer der Gespräche kommunikativ überwindet, ohne daß man indes diesen Prozeß als einen solchen der Selbstaufklärung empfinden könnte. Zwar teilt sich das konkrete Mitleiden des Erzählers am Erzähldefekt des Helden nicht so mit, daß er nicht doch in dessen Reflexion hineinzuschlüpfen und sie aufzuzeichnen in der Lage ist (auch bevor sie ausgesprochen wurden). Weder uns noch Ulrich vermag er jedoch ein Verständnis der Handlungen beizubringen, soweit diese dem Helden nicht selbst klar sind. Die Narrationssperre des Erzählers setzt einen Denkvorgang daher unvermittelt und »en bloc« dort hin, wo er den Helden selbst gleichsam überfällt. Aus der Perspektive des erstarrten, regungslos medialen Berichterstatters sind alle Überschreitungen der Erzählinkompetenz durch psychologische oder allgemein kommentierende Hinweise etwa zur Romanfigur Bekenntnisse zu einer Erzählerrolle, wie sie hier im schlechten Gewissen einer verlorenen, aber faktisch beanspruchten Auktorialität ihr Dasein fristet.*

Erst die praktische Widerlegung der Behauptung von Clarisse, Ulrich habe »ein *schwaches* Gedächtnis«, er werde sich »*nicht* erinnern« (MoE 712), füllt endlich den Begriff einer »*Familie zu zweien*« (MoE 715) mit Sinn. Die Geschwister ebnen sich den Weg ihrer Beziehung in dem Moment, da sie einander durch ein gemeinsames vergangenheitliches Substrat etwas zu sagen haben. Ein »ruhiger offener Rückblick« macht daher dem Bruder klar, schon »sein Gefühl« habe ihm »die Begegnung mit seiner Schwester angekündigt«. Indem er sich zuvor, »ehe er ›gestern‹ zu denken vermochte«, »hastig und so handgreiflich geweckt von seinen Erinnerungen ab[wandte], als wäre er an eine Kante gestoßen«, stellt er sich der ›Vereinigung‹ der Geschwister zwar zunächst entgegen. Mittels jenes zeitlichen Referenzpunktes, der sie narrativ als Bruder und Schwester zu präsentieren erlaubt, wachsen die Geschwister jedoch inzestuös zusammen und

nähern sich einander an: durch eine von beiden geteilte Vergangenheit. Aber: »[...] da gab es etwas, woran er [Ulrich] noch nicht denken wollte!« (MoE 772), und dieses Zaudern vor der aufgerissenen Vergangenheit trennt ihn von der aus dieser Vergangenheit aufgestiegenen Schwester.

Dieser Zwiespalt einer familiären (und durch Vergangenheit bestätigten) Zusammengehörigkeit beeinträchtigt etwa das gegenseitige Vertrauen der ›Verbrecher‹ und wirkt so negativ auf die beschworene Intimität zurück. Das Verbrechen beendet pars pro toto »die Unentschiedenheit«, die Ulrich »geliebt hatte«, und die er »nicht mehr« »ertrug« – »und es schien ihm, daß gerade Agathe die Aufgabe gehabt hatte, ihn soweit zu bringen« – (MoE 795). Gleichzeitig begibt sich gerade Agathe, »ähnlich wie Kinder, die, wenn sie schenken wollen und nichts besitzen, auf die unerwartetsten Einfälle kommen«, selbst »voll Vertrauen« »in seine Hand«, ohne doch in ihrem Bruder eine ihren Handlungsimpuls unterstützende Person anzutreffen. Es fehlt der Verbrechergemeinschaft die Solidarität der Räuberbande, so daß nichts übrig bleibt, als die Differenz der Moralvorstellungen selbst als Identitätsmerkmal zu erklären: »Es kam ihr vor, als wären Recht und Unrecht [...] zauberhafte Begegnung von Mir und Dir, Irrsinn erster [...] Schöpfung« (MoE 798). Ulrich nämlich wirft sich ganz im Gegenteil zum Ankläger der Schwester auf, und verschmilzt hiermit nicht mit dieser, sondern perspektivisch mit dem von ihr betrogenen Vater.

Die erzählerisch unüberbrückte, gegenseitige Isolation der Geschwister wird von Agathe klar erkannt (wenn später auch verdrängt), da sie, als sie sich von Ulrich bei der Unterschriftenfälschung beobachtet sieht, im Schriftzug ihres Vaters hinzusetzt: »Meine Tochter Agathe soll von meinem guten Sohn Uli noch eine Weile erzogen werden« (MoE 799). In Gestalt des Schuldbewußtseins treibt noch der tote Vater einen feinen Keil zwischen die Geschwister, die sich in gemeinsamer Tat positiv aneinander zu binden glauben. Aus kalter Hand empfangen sie einander zu Geliebten, mit dieser Tat wird jedoch zugleich ein moralisches Gewissen mindestens des Bruders aktiviert, das die Geschwisterliebe und den Glauben an die (bereits vollstreckte) Tat angreift und affiziert. Nachhause zurückgekehrt, sieht sich Ulrich durch das, »was er erlebt hatte«, in »noch größere Unzufriedenheit als zuvor versetzt« (MoE 792). Schon wieder will er »einer Entscheidung nicht länger ausweichen« (MoE 792), das Verbrechen dominiert der »verhängnisvolle[]« (MoE 800) Aspekt, durch den dem Liebespaar kein anderes als das trotz allem sentimental »wundervoll[e]« Schicksal droht, sich »von allem abzuschließen« oder ihre Erfüllung erst im chimärisch aufscheinenden »Tausendjährige[n] Reich« (MoE 801) suchen zu können.

Die Unfähigkeit, sich von den rational zurückgewiesenen (wenn auch irrational noch legitimierten, vgl. MoE 701 f.) moralischen Parametern der Vaterwelt zu lösen, läßt also das Verbrechen nicht als eine vollwertige Entscheidung gelten, wertet diese vielmehr eigenschaftslos um: Die Extensivierung des halb oder nur dem Ziele nach erfüllten Zustands der Geschwisterliebe in einen nie erreichten ›anderen Zustand‹ hinein bewirkt erneut einen Handlungsaufschub, und zwar ad infinitum. Eine solche Lösung bringt denn auch nicht die Sistierung, sondern eine Perpetuierung des Entscheidungsdrucks mit sich: »So, und um nichts bestimmter« war ja auch »der Beschluß, daß sie zusammenzögen, bekräftigt worden«; Agathe hatte gesagt: »Kann ich denn in der

nächsten Zeit nicht einfach bei dir wohnen, ohne daß wir alles entscheiden?» (MoE 801)

Die Aktualisierung des Gewesenen – im Roman Musils spannt sie erzählerisch den Rahmen aus, in dem die Geschwisterbeziehung sich neu entfalten kann. In diesem Rahmen zeigen sich aber gleichzeitig auch Grenzen der Verschmelzung an. Die bleibende Differenz Ulrichs und Agathes resultiert nicht nur aus der wechselseitigen Bestätigung einer unterschiedlich bestimmten Identität. Ulrich und Agathe vergegenwärtigen eine Geschichte, deren Zeit ihnen gemeinsam ist, aus welcher eine gemeinsame Sache zu machen ihnen aber gleichwohl nicht gelingt. Sie laborieren an Konflikten aus der Vergangenheit, die untereinander ganz verschieden sind. Grundsätzlich bedeutet, was etwa Ulrich »dachte, [...] soviel wie ein Abscheiden von den meisten lebendigen Beziehungen« (MoE 875); sein Erinnerungsprozeß spiegelt die lebensgeschichtliche Destruktion menschlicher Beziehungen, die er auch nicht durch diesen Prozeß selbst, sondern lediglich neben ihm wieder aufzunehmen bestrebt ist. Und auch die Einrichtung in einem methodisch solipsistischen Denken setzt die Stiftung intersubjektiver Beziehungen als ein Ziel, das nicht aus diesen selbst, sondern abstrakt im Einzelnen verwirklicht werden soll. Mit Agathe, die sich den lebensgeschichtlich eingegangenen Personenbindungen ihrerseits gerade zu entwinden sucht, verbindet Ulrich so gesehen vorwiegend die Insichgekehrtheit seiner Intentionen. Die Privatbesinnung auf das je Besondere der eigenen Geschichte bleibt von Einsamkeit geprägt.

Die Form, die dieser monologischen Erinnerung entspricht, teilt Ulrich mit der Mehrzahl aller literarisch gestalteten Erinnerungssubjekte: Die isolierte, für den Einzelnen vollzogene, aber ansonsten adressatenlose Retrospektive bildet Vergangenes eingedenk des Zeitabstandes neu, der sich zwischen Subjekt und Erinnerung geschoben hat; das Motiv (und auch der Reiz) des Sicherinnerns ergibt sich aus dem Bewußtsein des unrettbar Vergangenen, ja des Verlorenen; dies unterscheidet den verbreiteten Gestus literarischer Erinnerung in fiktionalen Texten etwa vom Erinnerungsvorgang des für ein Publikum tätigen Autobiographen. – Die prinzipielle (wenn auch nicht notwendige) Einsamkeit und Monologizität des Erinnerungsvorgangs wird auch in der exceptionellen Zweisamkeit des Geschwisterpaares im *Mann ohne Eigenschaften* nicht durchbrochen. Gezeigt werden Subjekte, die, noch in den Heiligen Gesprächen zu persönlicher Verschwiegenheit und Diskretion neigend, durch Erinnerungen parallel auf (im günstigsten Fall) identische Situationen, nicht aber aufeinander reagieren. Erzählersubjektivität schlüpft so in eine erzählimmanente monologische Form der Narration, die, wenn sie nicht Überblick und Wissen über das Geschehene mitbringt, die Bedingung erzählerischer Distanz wenigstens durch zeitlichen Abstand zum zu Erzählenden erfüllt. An der Schwelle zum (als Heiliges Gespräch überhöhten) intersubjektiven Diskurs zwischen den Geschwistern dokumentiert Erinnerung das Zögern, sich auf ein Gespräch überhaupt einzulassen. Monologische Erzählkompetenz wird so in einem Augenblick partiell restituiert, der Dialogizität verlangt. Im *Mann ohne Eigenschaften* überdauert, so läßt sich hieraus folgern, Erzählkraft in der Person des Helden und hier im Modus der Erinnerung ihre dialogisch-dramatische Entfaltung, die verpaßt ward.

Was sich für Erinnerung als Grundsatz narrativer Distanzierung formulieren läßt, erfährt Ulrich als Beruhigung über die zuvor erfahrene Disparatheit biographischer

Momente: Zu jener Zeit nämlich wird der »ziemlich regelmäßigen Gewohnheit« der früheren Jahre, heimlich zu schreiben, ebenso entspannt gedacht wie deren Vergänglichkeit. Es hatte sich bald irgendwie nicht mehr ergeben, »aus Gründen, für die er unter den gegenwärtigen Eindrücken am ehesten irgendein Wort hätte gebrauchen mögen, das nach vielen Anstrengungen ein Münden ins Leere ausdrückt« (MoE 867). Der Ruhmlosigkeit und Mediokrität dieses Ausklangs stellt sich der Erwachsene ohne die Empfindlichkeit, die sein Verdikt über perspektivische Erinnerungsverkürzung auszeichnete. Daß Bonadea einmal »verführerisch« auf ihn gewirkt hatte; daß er einmal eine Reise unterbrochen hatte, einfach um dem Ankommen auszuweichen; »daß er immer die Eigenschaft gehabt hatte [!], unberechenbar lange auszubleiben und nie auf dem gleichen Weg zurückzukehren« (MoE 890)²⁷⁵ – all dies gleicht einem Umschauen, um sich der Entfernung zu versichern, die ihn als Vorsprung vom Vergangenen trennt und schon der Zukunft näher bringt. Von ihm geht kaum Verunsicherndes mehr aus.

So wird es sogar möglich, »das geheimnisvolle Verlangen wieder zu fühlen, von dem ein Kind auf einen Gegenstand zugeführt wird, den es sieht, um ihn zu berühren oder gar in den Mund zu stecken, womit dann der Zauber wie in einer Sackgasse endet« (MoE 890 f.). Die Frustration eines vergebens Hergesehnten greift von der Vergangenheit nicht länger auf den sich Erinnernden zurück, illustriert aber auch keinerlei Versagensereignisse. Im Gegenwartsalltag beginnt das ehemals Erlebte frei zu fließen.

»Dieser kleine Satz: ›Agathe ist jetzt da‹ [...] erinnerte an das Staunen des Knaben, dem ein Spielzeug geschenkt worden ist, hatte etwas den Geist Hemmendes an sich, aber andererseits auch eine schier unbegreifliche Fülle an Gegenwart« (MoE 896).

Erinnerung taugt hier zur reflexiven Selbstbestimmung als Anerkennung biographischer Kontinuität; Ereignisse werden sowohl mit der Vergangenheit als mit der Unmittelbarkeit ihres Gegenwärtigseins assoziiert. Das bedeutet nicht Bruchlosigkeit, aber doch Identifikation und Integration der Gebrochenheit. So sehr legt sich der von Vergangenheit nunmehr gesättigte Blick über die Gegenwart, daß jene selbst heutig erscheint. Auf diese Weise ersteht in der Person Agathes für den Bruder das Vergangene, Verpaßte neu. »Du bist meine Eigenliebe!« erklärt Ulrich und projiziert hier auf die Schwester, was ihm selbst »in gewissem Sinne immer gefehlt« hatte (MoE 899). Die Rekapitulation des Erreichten gleicht nicht mehr dem abstrakten Verdikt, welches das Leben als ganzes schlicht bereuen läßt (s.o.), sondern der bestimmten Negation des partikular Mißlungenen: »Im Grunde genommen«, so heißt es daher, »habe ich mir immer Geliebte ausgesucht, die ich nicht mochte -« (MoE 899). Der Umgang mit dem eigenen Lebenslauf erlaubt hier erstmals ein (so unspektakulär es auch erscheinen mag:) biographisches Erfahrungsurteil.

In der Atmosphäre retrospektiv aktualisierter Vergangenheit wird, einer Therapiesituation vergleichbar, die Sichtung des vergangenen, mißlungenen Lebens möglich: ohne, wie gesagt, durch das Aussprechen solcher Einsicht das Geschehene intersubjektiv zu integrieren oder zu vermitteln. (Da Ulrich das Bedürfnis nach dem als verpaßt

²⁷⁵ Vgl. Horst Kreye, »Verdeckte Illusionen in Dialogen: Bonadea oder der Rückfall, Kap. 23, 2. Buch in Musils *Mann ohne Eigenschaften*«, in: *Dialoganalyse III. Referate der 3. Arbeitstagung Bologna 1990*, 2 Tle., hrsg. von Sorin Stati [etc.], Tübingen 1991, S. 113 – 130.

Erkannten auf die Schwester kommunikationslos überträgt, fehlt Agathe die Möglichkeit einer gezielt optimalen Enttäuschung²⁷⁶ oder Differenzierung der Bedürfnisse des Bruders. Psychoanalytisch scheidet daher die Gelegenheit einer Rückübertragung aus. Ulrichs Bedürfnisse bleiben auf die Schwester fixiert.) – Ulrichs Unzufriedenheit setzt also, da sie eine offene Bilanz seines Lebens präsentiert und reflektiert, die Identifikation mit diesem Leben, ja die Identität mit den ihm nurmehr qualitativ problematischen Eigenschaften voraus. Deren *Vorhandensein* ist aber allem Anschein nach nicht länger problematisch.

6. Erinnerung und Eigenschaftslosigkeit

»Ich erkenne auch, daß ich es verlernt habe, von den Menschen, die mir begegnen, einen bestimmten Eindruck zu empfangen. Sie sind für mich ohne Eigenschaften (sogar ohne ausgeprägte körperliche Merkmale), aber wiederum so beschaffen, daß sie sich jede von mir gewünschte Eigenschaft anhängen lassen«.
Hans Henny Jahnn, *Fluß ohne Ufer. Die Niederschrift des Gustav Anias Horn II*, S. 203

Wie stellt sich Erinnerung in diesem Stadium zu Ulrichs angeblicher Eigenschaftslosigkeit? Das jeweilige »Erlebnis möchte ich eigentlich lieber schon hinter mir haben« (MoE 899 f.), sagt Ulrich und bekennt sich hiermit zum historischen Zusammenhalt seiner Person, vor dessen Hintergrund er sich selbst neu zu betrachten lernt. Wie man aus seiner Bemerkung schließen könnte, gewähren Erinnerungen in einer Atmosphäre der Familialität plötzlich den Vorteil des *verborgenen* Bewußtseins dieser Vergangenheit. Erinnerungen repräsentieren gleichsam private Eigenschaften. Auch durch den neuen Erinnerungsakzent in Ulrichs Denken wird die Unmittelbarkeit der Gegenwart, die von jeher als reaktionsfordernd problematisch ist, depotenziert und reflexiv entfernt. Ulrich schirmt in dieser Hinsicht seine eigene Biographie nicht mehr vor sich selber, sondern vor den anderen ab, als drohte ihm von der Mitteilung des Erinnerten Gefahr. Erinnerung entzieht das jeweilige Ereignis der empirischen Realität, um es intrasubjektiv auszustellen und zu verschließen.

Aber auch dann, wenn die Erinnerung für eine Einsicht oder Mitteilung in der Gegenwart instrumentalisiert wird – etwa in Form eines Urteils aus der Erfahrung –, gewährt sie eine Art Schutzraum, aus dem heraus gefahrlos sich agieren läßt: Der Zeitpunkt wird durch historischen Bezug kontextualisiert, nämlich in den objektiven Zeitverlauf reintegriert, und entlastet so den Augenblick von einer Neubewertung und Bestimmung seiner Besonderheit. Vergangenheitsbewußtsein dynamisiert gewissermaßen die Erfahrungsgegenwart, indem es sie unter Erkenntnisse aus der Vergangenheit

²⁷⁶ Vgl. Heinz Kohuts »Prinzip der optimalen Versagung«, Heinz Kohut, *Narzißmus*, a.a.O., S. 86. – »Unter optimalen Bedingungen erfährt das Kind eine schrittweise Enttäuschung durch das idealisierte Objekt – oder, anders ausgedrückt: die Beurteilung des idealisierten Objektes durch das Kind wird zunehmend realistisch – was dann zu einer Rücknahme der narzißtischen Besetzungen von der Imago des idealisierten Selbst-Objektes und ihrer schrittweisen [...] Verinnerlichung führt, d.h., zum Erwerb dauerhafter psychischer Strukturen, die intrapsychisch die Aufgaben übernehmen, die das idealisierte Selbst-Objekt vorher erfüllt hatte«, ebd., S. 65.

subsumiert, und löst sie mithin auf in die Geschichte ihrer Herkunft. Es reaktiviert aber zugleich die Erzählbarkeit der Geschehnisse, indem es als Extrem die Gegenwart als bloßes Durchgangsstadium zur Vergangenheit visiert, und neigt daher dazu, den Reflexions- und (potentiellen) Handlungsmoment aus dem Blickwinkel seiner Hergebrachtheit, ja seiner möglicherweise bloßen Wiederholung neu, nämlich mit Altem aufzufüllen. Eine Wirklichkeit, die solange keine Handlungskonflikte oder Erkenntnisschwierigkeiten aufwirft, als sie sich unter Aspekten der Erinnerung vollständig fassen läßt, setzt auch der Widerspiegelung ihres Verlaufs kaum Widerstand entgegen. Sie fügt sich narrativen Ordnungen.

Da, wo Ulrich eigenständige Erinnerungen der Schwester gegenüber preisgibt, bleiben sie als bloße Bilder und Kontrastfolien der Gegenwart im Hintergrund bestehen. Sie können als realitätstüchtige Erfahrungswerte festgehalten werden. Im Neuen das Bekannte wiederzuerkennen, dispensiert von einer Herstellung des Unbekannten und erlaubt es, sich auf die Anwendung des Althergebrachten zurückzuziehen. Da die Erinnerbarkeit von Ereignissen deren jeweils gegenwärtiges Korrelat aber nur gleichsam regulativ mit Aspekten seiner Vorgeschichte konfrontiert, ohne das Ereignis neu zu setzen, oszilliert dieses zwischen zeitversetzten Bestimmungen in einer Weise, welche den Eindruck der Disponibilität der Sachverhalte (allerdings zum Schein) erweckt. Hat möglicherweise Ulrichs neugestifteter Umgang mit Erinnerungen Platz im sei es unveränderten Konzept von Eigenschaftslosigkeit, dann wäre der Versuch der Umdeutung und Ästhetisierung der Realität in ein stets disponibles Reflexionsmenü durch das Bewußtsein ihrer Zeitlichkeit als Ulrichs Intention zu deuten. Die perspektivische Verflüssigung der Gegenwart durch einen künstlich eingenommenen Blickwinkel der Vergangenheit bleibt aber doch bloße Illusion. Denn die Feststellung, der wesentliche Teil des zu Verändernden etwa sei vergangen, nimmt dem verbleibenden Rest ja nichts von Aktualität und Gegenwärtigkeit. Erinnerung als Reflexionsstandpunkt der Gegenwart, unterstellt man Ulrich diese Intention, mißlingt mithin an der Transitorität und Flüchtigkeit nicht neu erfahrbarer Vergangenheit. Diese nämlich ist nicht gleichermaßen gegenwärtig wie das Nachdenken über sie.

Wie indes ist die Neuausstattung und -bewertung des Gedächtnisses im Kontext der Geschwisterbindung eingebettet? Die sozusagen kreative Phase der Erinnerung repräsentiert zugleich Trauerarbeit anlässlich des Todes von Ulrichs Vater, und sie hat im Ablösungsversuch Agathes von Hagauer (und der mit ihm zusammenhängenden Lebensperiode) ein exzeptionell starkes Vorbild. Erinnerung sucht der belasteten Vergangenheit Herr zu werden. »Wenn ich mich an meine früheste Kindheit erinnere, so möchte ich sagen«, bemerkt Ulrich, als stünde ihm der Neuentwurf seiner Geschichte retrospektiv zu Gebot, »daß damals Innen und Außen kaum noch getrennt waren« (MoE 902). So wenig explikativ diese Beschreibung sein mag – das produktive Element seiner Rückerinnerung basiert nicht zuletzt auf der Applikation von neu hinzugewonnenen Begriffen (eben der Scheidung von Innen und Außen), denen sich ein apokrypher Zug solcher Erinnerungen verdankt -: Ulrichs mitunter erratische Vergegenwärtigungen genießen den Privatvorzug einer bloß subjektiven Evidenz, indem sie unsprachliche Erfahrungsreste mit Begriffen des Erwachsenen kombinieren. »Es ist sonderbar, und ist doch wahr, wenn ich sage, unsere Gefühle, unsere Willnisse, ja wir selbst

waren noch nicht ganz in uns darin. [...] Mit aller Beobachtung wird es dir höchstens gelingen, hinter dich zu kommen, aber niemals in dich«. Gerade dies jedoch: daß nichts mehr »ganz so da« ist, »wie es in der Kindheit einmal gewesen ist«, sondern »verhältnismäßig erstarrt, sobald du es erreicht hast eine ›Persönlichkeit‹ zu sein« (MoE 902) – der Umstand also, daß derartige Evidenzen, solange sie weder explikabel noch demonstrabel sind, eine Nichtidentität mit der (vergangenen) Wirklichkeit befürchten lassen –, gewährt einen Spielraum der Lückenkompensation und Konstruktion, der sogar die Unrevidierbarkeit des Vergangenen zu lösen scheint. Wir wissen nicht genau, ob wir uns recht erinnern, und zweifeln daher, worin die Objektivität des je Vergangenen besteht. Die Verfestigungen des geschichtlichen Produkts löschen andererseits die fragilen und dynamischen Faktoren aus, aus denen her es selbst entstanden ist, und reduzieren es auf sein ›historisches‹ Ergebnis; mit der Zurückeroberung vergangener Erfahrungen ist daher ihre partielle Neuschaffung verknüpft. Mit dem Wiedereindringen in die Vorhöfe der Gegenwart sind diese wieder neu auszumessen. Erinnerung erlaubt Ulrich also einen Entwurf verlorener Wirklichkeiten, der ihn aus der von Entscheidungsdruck beschwerten Jetztzeit entfernt und einen im Medium der Reflexion verbleibenden Handlungsimpuls, die Neuausleuchtung der Vergangenheit, auszuführen gestattet – oder doch zu gestatten scheint...

Denn einen Handlungsersatz wiederum bietet das Erinnerungsvermögen nicht. Von seiner habituellen Handlungsabstinenz verlegt sich Ulrich hier auf einen *Herstellungs*prozeß; dessen intersubjektiver Anteil ist gleich null. Zwar verfügt Ulrich jetzt über seine Biographie durch einen Filter nicht revidierbarer, sondern anerkannter Vergessensanteile hindurch; dabei verharrt er jedoch solipsistisch in kontemplativem Staunen. Erinnert er sich etwa beim Anblick seiner schlafenden Schwester »an die mit Schreck vermischte Überraschung, die es ihm als Knaben bereitet hatte, wenn er auf der Straße eine Schwangere oder eine Frau sah, die ihr Kind an der Brust saugen ließ: sorgsam dem Knaben entzogene Geheimnisse wölbt sich dann plötzlich prall und unbefangen in der Sonne«, und Ulrich vermutet, daß er »vielleicht [...] lange Zeit Reste solcher Eindrücke mit sich getragen« habe, »denn plötzlich war ihm zumute, als fühlte er jetzt ganz frei von ihnen« (MoE 901). Diese Freiheit ›wovon‹ kennt kein ›wozu‹, aber auch keinerlei ›warum‹; um die Dimension einer heterogenen Lebensgeschichte bereichert, fehlt Ulrichs Denken nach wie vor ein Übergang zur Praxis wie zur Legitimation (oder zum Ausweis) des Gedachten.

Ein damit zusammenhängendes Merkmal der veränderten Retrospektive ist ein Besonderheitsverlust der Vergangenheit; die Revision des Lebens offenbart dessen Durchschnittlichkeit: »[...] wie jeder junge Mensch«, verallgemeinert Ulrich selbstbewußt, »habe ich mich anfangs in Arbeit, in Abenteuer und Vergnügen gestürzt« (MoE 907). In diesem Stadium wird auch die Einsamkeit verborgenen Erinnerens zwischen den Geschwistern überwunden; während die Erinnerungen einander ausnahmsweise wechselseitig das Wort erteilen (vgl. MoE 907), erkennen sich so auch die Erinnerungssubjekte eins im anderen. In dem Bewußtsein potentieller Allgemeinheit, d.h. in der begrifflichen Benennung der Vergangenheit verbindet sich die eigene Geschichte mit deren sprachlich-intersubjektiven Beurteilung, Erinnerung mit Reflexion. Ihre Gegenwartsunverträglichkeit und eine unvermittelte Parallelität zur Reflexion büßt die

Erinnerung also erst in dem Moment ein, da die Unwillkürlichkeit der Zeitwechsel sich verliert oder doch sprachlich beantwortet wird. – Im vollen Sinn wird die Bewertung (und mögliche Verwerfung) des Vergangenen erst Ulrichs gewollter Erinnerung zuteil. Das Glück des *mémoire involontaire* bei Proust bleibt Ulrich, nebenbei gesagt, im Bewußtsein der Unglücklichkeit seiner Vergangenheit versagt. Vermittelbar mit Gegenwart und Reflexion wird es jedoch überhaupt erst mit Erstarkung sprachlicher Verfügungskompetenz übers Vergangene. Insofern als der sprachliche Ausdruck, der Gedanke oder das Gespräch Erinnerung gegenwärtig hält und seiner bedrohlichen Inkommensurabilität beraubt, wird auch das Heterogene des Vergangenen durchs Mittel seiner Domestizierung und Konservierung zugedeckt.

Die Mitteilung von Persönlichem gewährleistet aber nun mitnichten Zwanglosigkeit oder Verständnis im Diskurs. Der dialogische Raum der Erinnerungen zwischen den Geschwistern verschwindet ebenso schnell, wie er sich (vorübergehend) aufgetan. Fungiert Erinnerung etwa im Kontext der Heiligen Gespräche als ein Vehikel zwischen den Geschwistern, die einander näherkommen wollen, so faßt das krude Bild vom »Siamesische[n] Zwillingpaar« (MoE 908) die Vertracktheit und Gewaltsamkeit dieses Unternehmens hart zusammen. Die reale Sprechsituation ist den Wünschen der Beteiligten nicht gemäß. Dafür steht folgendes Bild: Ulrich versucht »mit dem vorsichtigsten Griff, dessen er fähig war«, der Schwester »die Augen zu öffnen. Agathe schlug sie lachend auf und rief aus: ›Dafür, daß ich deine Eigenliebe sein soll, gehst du recht grob mit mir um!‹« Zwischen die Geschwister schiebt sich ein Verhaltensmoment kindlichen Auflauerns, Agathes Antwort ist »ebenso jungenhaft wie sein Angriff«, und infolge der so zärtlich aufgestachelten Vertrautheit »stemmten sich« ihre »Blicke« »übertrieben gegeneinander wie Knaben, die balgen möchten, aber vor Heiterkeit nicht können« (MoE 903). Der Erzähler hat sich hier wiederum des Vergleichs der Jungenraufereien bedient, und akzentuiert so aus der Blickrichtung Ulrichs den Vorgang als ein atavistisches Motiv. Die Unmittelbarkeit der Interaktion ist damit durch ein vergangenheitliches Moment bestimmt, dessen Ulrich und Agathe nicht habhaft werden, dem sie jedoch nach der Art des vom Erzähler gewählten Bildes folgen. Da sie im Reflektieren ihrer je verschiedenen Geschichten voneinander isoliert bleiben, nehmen sie – Musils unausgesetzte Bemühungen um die Gestaltung des Inzests bezeugen die Schwierigkeiten dieses Schritts – Gelegenheiten wahr, den unergiebigem sprachlichen Diskurs zu durchbrechen.

Nach dem Vorsatz des Kindes, »nur eine Frau zu heiraten, die ich schon als Mädchen an Kindesstatt annehmen und aufziehen werde«, und dem nur Stunden währenden tatsächlichen Sichverlieben in ein »solche[s] Kind« in einer Straßenbahn – ein »leidenschaftlich[er]« Zustand war das gewesen und »tötlich« sogar, aber »eigentlich ohne Begehren« – (MoE 943), hat Agathe eine sozusagen vakante Stelle im Wunschdenken des Bruders besetzt. In der Reihe der infantilen Objekt-Verschiebungen (s.o.) hat sie den letzten Platz. Die mit ihr verbundene Surrogatfunktion verhindert aber diejenige Erfüllung, die sich auf die konkrete Gegenwart Agathes beschränken und in dieser aufgehen könnte. Agathe wäre nicht Ersatz, fänden die Geschwister inzestuös zueinander; die konstitutive Distanz und Berührungsangst gegenüber dem zuvor sublimierten und erst wieder in Agathe körperlich manifesten Objekt aber blockieren gerade dies.

Agathe, immerfort mit Attributen der Vergangenheit Ulrichs behängt, revidiert als »Eigenliebe« (s.o.) ihres Bruders jenen »Augenblick, wo unser Leben fast alle seine Zärtlichkeit verliert« (MoE 901), und befestigt gleichermaßen die Abwehr der »Liebe« zur introspektiven »Art Ichsein und dieser Art Welt« (MoE 903). Denn im Zusammenleben mit Agathe projiziert Ulrich Teile seines Selbstbezugs auf sie. Von dem Versuch, Identifikation – ein Restmoment jener Verschiebung – mit Liebe wieder zu verbinden, gelingt zunächst nur der von der Vergangenheit vorgegebene Teil: die Trennung davon, »eifersüchtig« zu sein; »in welcher Eigenschaft hätte er es auch sein sollen?!« (MoE 939) – schon die Pferdelieben waren frei davon.

Ulrich »liebte zum erstenmal sein alltägliches Leben ganz ohne Gedanken« (MoE 937). Seine Wiederaufnahme kindlicher Wunschkonstellationen regrediert auf eine reflexionslose Stufe, und nimmt so den Reflexionszwang wenigstens vorübergehend von ihm fort. Stattdessen »litt er«, wenn er Agathe allen möglichen »Kapriolen des Mannes« oder der »vorsichtigeren[n] Liebestechnik der Frau« ausgesetzt sieht (MoE 939), auf reflexions- und auch interesselose Weise. Doch »setzte er sich [...] mit seiner Schwester in eins, wie es einem tiefen Bedürfnis seines Gefühls entsprach, so fehlte wieder manchmal nicht viel dazu, daß er nachträglich, verwirrt von solcher Duldung, die Scham erlebt hätte, die ein recht beschaffener Mann empfindet, wenn sich ihm unter Vorwänden einer genähert hat, der es nicht ist« (MoE 939). Agathes völlig hiervon abweichende Sicht teilt sich ihm mit, und dies widerspricht der Vorstellung eines reflexionslos gemeinsamen »anderen Zustands«. Denn Agathe, da ihr Ulrich dies »verriet«, »lachte«: »Es gibt ja auch einige Frauen in unserem Kreis, die sich um dich sehr bemühen« war ihre Antwort« (MoE 939).

Der Verschmelzungswunsch Ulrichs war aus der mit den Pferden seines Vaters beginnenden Erinnerungsfolge bekannt. Wie in Kindertagen, so setzt sich Ulrich auch noch nach dem Tod des Vaters – objektlos geworden – mit der Schwester »in eins« (s.o.). Pünktlich gesellt sich zu dieser Kongruenzvorstellung der Reiz einer von Scham begleiteten homoerotischen Phantasie hinzu. Hierbei hat Ulrich die eigene sexuelle Identität auffälligerweise durchaus nicht abgelegt: Er schämt sich der Nähe eines (im Unterschied zu ihm selbst) nicht »recht beschaffene[n] Mann[es]« (s.o.), projiziert also den Anlaß seiner Scham auf einen äußeren Verführer. Diese Variation der einen Geschlechtertausch wünschenden Kindheitsszene gibt zu folgender Erkenntnis Anlaß: Wenn sich zwischen den Erinnerungen im Vaterhaus und den buchstäblich aus ihm hervorgehenden Geschwisterkonstellationen der Romangegenwart ein erzählerischer Bogen spannt, über den sich explikativ Deutungen dieser Gegenwart aufdrängen, ohne selbst expliziert zu sein, dann bedarf es zum Verständnis des Romans externer Interpretationsmuster, um das illustrative Verhältnis von Erzählzeiten und -bildern aufzuklären. Unter Verzicht auf solche Deutungsparameter läßt sich eine Handlungsgegenwart nicht verstehen, die vom Erzähler selbst wie ein Rätsel hingestellt, wenn auch nicht aufgegeben ist. Die substanziellen Ähnlichkeiten zwischen Erinnerungem und Aktuellem sind aber hier zu groß, als daß sie für zufällig gehalten werden könnten. Ulrich nimmt einen biographischen Faden, der erzählerisch so gut wie (im Bewußtsein) abgerissen war, im Zusammensein mit seiner Schwester wieder auf, bringt aber die Struktur (oder die Kausalität) solcher Kontinuität reflektorisch nicht in seine Gewalt. Insofern scheint

es konsequent, den durch Erinnerung bereicherten – aber durch Unklarheiten auch verunsicherten – Reflexionsprozeß Ulrichs im Ausdenken eines reflexionslosen Zustands (des ›anderen Zustands‹) auslaufen zu lassen. Es darf nicht übersehen werden, daß genau dieser Zustand auch die Geschwister zueinander bringen und jene geschlechtlichen Differenzen ausradieren soll (Vgl. MoE 939 f., 943 f.), welche sie äußerlich voneinander trennen. Folgt man der Auffassung, wonach ein Geschlechtertausch des Knaben den Weg zum Vater bahnen sollte, so leistet der Wunsch, mit der Schwester in einem geschlechts- und differenzlosen Zustand eins zu sein, Trauerarbeit am Verlust des Vaters durch radikalen Triebverzicht. Die Nähe zum Vater wird dabei in eine Nähe zur Schwester transformiert, ein Versuch, dessen Gelingen – zur Angleichung an den Vater – die Desexualisierung Agathes verlangt, und damit auch den Indifferenzzustand des ›anderen Zustands‹ jenem biographischen Ablösungsprozeß angliedert (und somit unterordnet), von dem er doch befreien soll.

7. Methodologische Bemerkung

Hiermit tritt die Art und Weise einer Interpretation, die Klarheit in den Zusammenhang der Biographie Ulrichs und seiner Geschichte im Roman bringen könnte, deutlich vor uns hin. Die Textstellen erhellen sich wechselseitig nur so weit, daß ihr Zusammenhang ins Auge fällt. Verbunden sind sie im Romangeschehen durch eine Vergangenheitsreferenz des Unerfüllten und Versagten, die in der Romangegenwart teils erinnert, teils wiedergutmacht werden soll. Sobald aber dieser Zusammenhang des Verhaltens Ulrichs mit seiner Vorgeschichte im Roman plausibel scheint, wird dessen Deutung eine Sache externer, d.h. nicht aus dem Romangeschehen selbst ableitbarer Interpretationsmuster. Wie also dieser unexlizierte Zusammenhang des weiteren erscheinen wird, ist eine Sache jener Perspektive, von der aus er betrachtet wird.

An dieser Stelle ergibt sich daher die Möglichkeit, von dem bisher gegangenen Weg nun wieder abzuweichen und das Durchspielen möglicher soziologischer, psychologischer oder philosophischer Deutungen anderen Untersuchungen zu überlassen. Ich nehme statt dessen die Gelegenheit wahr, im folgenden Kapitel auf die Gesamtperspektive des Romans zurückzukommen, für die das Konstatieren des hier dargelegten Zusammenhangs, weniger aber seine verbreiterbare Interpretation, bedeutsam ist.

Für dieses Abweichen vom Wege gibt es auch einen methodischen Grund, dessen prinzipielle Mißachtung auch für die Musil-Sekundärliteratur (besonders wohl seit den sechziger Jahren) kennzeichnend ist. Rechtfertigen lassen sich Interpretationen nicht an letzter Stelle durch das Maß, in dem sie das von ihnen thematisierte Werk aufschließen können. Kein Zweifel kann aber an der (vielleicht unausweichlichen) Gefahr bestehen, das in den Text hineinzulegen, was die Interpretation von sich aus mitbrachte. Über die forschungsgeschichtliche Brauchbarkeit von Deutungen, die etwa eine spezifische Theorie auf fiktionale Texte applizieren, entscheidet einerseits die Interessantheit oder forschungsgeschichtliche Prägnanz ihrer Ergebnisse, andererseits aber auch das Ansehen jenes theoretischen Orts, der neue Einsichten erlaubte: Theoretisch anspruchsvolle Arbeiten partizipieren am Ruf derjenigen externen Konzepte, die ihnen eine z.B. sy-

stemtheoretische, kommunikationsreflektorische, gesellschaftskritische oder sprachspielphilosophische Blickrichtung erlauben. Das bedeutet umgekehrt: die unter Umständen stürzende Theorie reißt die in ihrem Geist entstandenen Epiatheorien mit sich.

Perspektiviert werden muß daher zwar die Größenordnung möglicher Interpretationen, welche die extrem deutungsbedürftige Spannung etwa der Textbefunde des *Mannes ohne Eigenschaften* aufzuwiegen in der Lage ist. Denn anknüpfend an den (anhand des Anfangskapitels konstatierten) Totalitätsverzicht des *Mannes ohne Eigenschaften* ist eine Explikationsabstinenz von Musils Roman geltend zu machen, die den Leser mit Deutungen und Thesen sich selber überläßt, und die Forschung zu einem freizügigen (und als Kritik am Text mißverstandenen²⁷⁷) Gebrauch fertiger Konzepte etwa aus Philosophie und Soziologie verleitet. Auch ohne Musils Buch als Werk der offengehaltenen und affirmierten Differenz verstehen und propagieren zu müssen, ist jedoch der beliebig modifizierbaren Projektion möglicher (und am Text explizierbarer) Interpretationen so weit entgegenzutreten, als sie die fiktionalen Diskurse, an denen sie sich erprobt, als Verifikationsinstanzen mißversteht.²⁷⁸

Musils Buch verweist den Interpreten des Orts. Offenkundig läßt die bisherige Rezeptionsgeschichte innerhalb der Literaturwissenschaft das Werk einer Sorte neuerer Kunstwerke zuordnen, die wegen der bei ihnen notwendigen rezeptiven Bedeutungsergänzung (einer hinlänglich prominenten und nicht falschen Theorie zufolge) sogenannte »offene Kunstwerke« umfaßt.²⁷⁹ Der Bereich interpretatorischer Offenheit ist bei Musil formal auf bestimmte Komplexe – wie z.B. die Reflexionen und Erinnerungen

²⁷⁷ Vgl. Böhmes Kritik an Klaus Laermann: Hartmut Böhme, *Anomie und Entfremdung* a.a.O., S. 7 f.

²⁷⁸ Dazu sei im Vorübergehen folgendes Beispiel angeführt. Ich könnte z.B. diese Interpretation verfechten: Der Anfang des *Mannes ohne Eigenschaften* widerspricht der Annahme keineswegs, er handle von Sozialverhältnissen auf dem Planeten einer entfernten Milchstraße. Weil nämlich Musil (so nehme ich an) den Planeten, auf dem er Kakanien angesiedelt sehen will, überhaupt nicht spezifiziert. Eigenartigerweise entspricht das bei ihm Beschriebene nun aber haargenau den Vorstellungen, die ich mir von einem bestimmten Planeten einer entfernten Milchstraße mache, so daß ich mit Entschiedenheit die Auffassung vertreten kann, Musil habe Verhältnisse jenes entfernten Planeten, die erst ich entdeckt habe, in genialer Weise antizipiert. Meine Theorie, der sich vielleicht bereits viele Leute angeschlossen haben, weil ihnen der fragliche Planet lange Zeit Rätsel aufgegeben hat, bietet mithin die Lösung des ebenso rätselhaften Romanauftakts, über den ich hiermit einen sogenannten »Versuch« zu schreiben ankündige, denn ich glaube: Wenn sich meine Neuinterpretation auch in die stets wachsende Liste anderer Versuche über Musils Roman wird einreihen müssen, habe ich doch aus einem verborgenen Winkel heraus den Kern der Sache getroffen.

²⁷⁹ Vgl. Umberto Eco, *Das offene Kunstwerk*, Frankfurt a. M. 1977, bes. S. 37 ff. Ein offenes Kunstwerk, wie es Eco hier im Ausgang von Mallarmé sagt, folgt einer »Poetik des Andeutens«, denn es »nimmt bei jeder Interpretation das in sich auf, was der Leser an emotiven und imaginativen Elementen dazubringt«, ebd., S. 37. Es ist »offen« etwa »so wie eine Diskussion dies sein kann: die Lösung wird erwartet und erhofft, muß aber aus der bewußten Mitarbeit des Publikums hervorgehen«, ebd., S. 41. Dieses Publikum jedoch ist sich der erforderlichen Urteils- oder Interpretationsschemata selbst nicht (oder historisch nicht mehr) bewußt, so daß auch der »Künstler [...] dem Interpretierenden ein *zu vollendendes* Werk [bietet]: er weiß nicht nicht genau, auf welche Weise das Werk zu Ende geführt werden kann«, ebd., S. 55. Ecos Modell erscheint für Musil brauchbar, es läßt jedoch die Frage, ob eine Intention des Autors hier angenommen werden muß, ebensowohl offen wie die Frage, durch welches Mittel sinnvolle von nicht sinnvollen Interpretationen zu unterscheiden sind.

Ulrichs – konzentriert, die zum Teil forschungsgeschichtlich eine entsprechend große Anziehungskraft bewiesen haben. Sie jedoch sind in Erzählkontexte (und in ein Erzählkonzept) eingelagert, die man als literaturhistorisch durchaus konventionell bezeichnen könnte. Spannender scheint mir die Frage, *wie* die interpretatorisch isolierbaren Reflexions- und Erinnerungsfolgen mit dem Gesamtgefüge des Romans vermittelt sind. Zu dieser Frage will ich im abschließenden Teil der Arbeit ein – offensiv desillusionierendes und mithin unoriginelles – Angebot machen.

Formal integriert werden die *Reflexionen* Ulrichs durch jene Verstrickung, durch die das Reflexionssubjekt aus Handlungszusammenhängen herausfällt und zu keinen Schlüssen kommt. Reflexionen sind der Motor des Erzählten. Der Erzähler aber hat seine Reflexionskompetenz fast vollständig an das erzählte Subjekt abgegeben und steht für kaum eine Erläuterung zur Verfügung. Demgegenüber fehlt ihm, so läßt sich vertreten, auch diejenige Erzählkompetenz, die sich Ulrich im Romanverlauf durch Erinnerungen zurückerwirbt. Allein auch dies interne Erzählvermögen Ulrichs vermag sich keineswegs über sich selbst Aufklärung zu verschaffen. Er bleibt daher innerhalb des überhaupt Erzählten desintegriert als Einzelner zurück. Deutlich ist zwar, daß Musil mit dieser Konzeption die biographische Form des Romans zwar nicht gänzlich verläßt, sie aber doch radikal problematisiert bzw. neu erfragt: Denn durchaus wollen die vom Erzähler verweigerten Lebensdaten und -perspektiven sich zu keinem Ganzen runden, so daß in der Entfaltung eines extensiven Lebens mithilfe identifikatorisch verbundener Erinnerungspartikel gerade der Totalitätsverlust bestätigt wird, der auch etwa bei Lukács die Verlassenheit (und »transzendente[] Obdachlosigkeit«²⁸⁰) des Subjekts bewirkt. Im Bruch von Ulrichs Eigenschaftslosigkeit durch das Zusprechen biographischer Attribute stiftet der Roman daher gerade nicht das Merkmal formaler Geschlossenheit, nach welcher Ulrich lebensgeschichtlich tastet.

280

Georg Lukács, *Die Theorie des Romans*, a.a.O., S. 32.